

JAROSLAV HAŠEK (1883–1923) nannte sich in einem ironischen Selbstporträt den „größten tschechischen Schriftsteller“, und wir nennen ihn den größten tschechischen Satiriker des 20. Jahrhunderts. – Sein Leben war unstat, das eines Bohemien und das eines Kämpfers. Aus der Schule wurde er vorzeitig entlassen, ähnliches widerfuhr ihm später auch anderenorts. Er war Drogistenlehrling, Bankangestellter, wanderte durch die Länder Österreich-Ungarns, war verheiratet, war Inhaber einer Hundehandlung und auch Soldat (1915). Die Armee verließ er freiwillig. Er lief zur russischen Seite über und kämpfte später, von 1918 an, in der Roten Armee. 1920 war Hašek wieder in Prag, später in Lipnice, wo er an seinem „Švejk“ arbeitete. – Einige Skizzen zu diesem Werk enthält das vorliegende Bändchen und eine Reihe weiterer unterhaltsamer Geschichten über Nochs Sohn und andere Heilige, über Mörder, Selbstmörder, finanzielle Schwierigkeiten und dergleichen Angenehmes und Erheiterndes. Am Schlusse, fast, steht dann seine Reue bekundende Beichte.

BELLETRISTIK

MIT ILLUSTRATIONEN

DDR 2,- M

Hašek · Meine Beichte

Jaroslav Hašek

Meine Beichte

Reclam





Jaroslav Hašek

MEINE BEICHTE

1983

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

AUS DEM TSCHECHISCHEN
HERAUSGEGEBEN UND ÜBERTRAGEN VON
RUDOLF TOMAN
36 ZEICHNUNGEN VON JOSEF LADA

VORWORT

Die Erzählungen dieses Bandes vermitteln die indirekte Beichte eines Mannes, der in seinem Leben sehr wenig über sich selbst gesagt hat, der keine Tagebücher hinterließ und von dem man oft nicht einmal wußte, wo er gerade wohnte — selbst der Polizei gelang es zum Beispiel das ganze Jahr 1913 hindurch nicht, ihn zu finden. Jahrelang kannte man fast nur sein Werk — und auch das nur zum Teil —, und man erzählte sich Hunderte von Anekdoten aus seinem Leben, die wenig oder gar nicht der Wirklichkeit entsprachen. Erst nach dem zweiten Weltkrieg ging man daran, sich ernsthaft mit Jaroslav Hašek zu beschäftigen. Noch immer, fünfunddreißig Jahre nach seinem Tode, sind die Kenntnisse über sein kurzes Leben sehr lückenhaft. Aber aus seinen Erzählungen sprechen seine Ansichten, seine Interessen, Gewohnheiten und Launen und ergänzen uns das, was die karge Lebensbeschreibung oft nur andeutungsweise auszusagen vermag.

Jaroslav Hašek wurde am 30. April 1883 in Prag geboren. Sein Vater war Mathematiklehrer an der deutschen Realschule in Prag und später Versicherungsmathematiker an der Bank „Slavia“. Die Mutter, Tochter eines Teichwächters aus Ražice in Südböhmen, weckte mit ihren plastischen Erzählungen von der südböhmischen Landschaft und ihren Menschen in Hašek die Lust zum Gestalten. Noch nach vielen Jahren schöpfte er aus diesen Geschichten den Stoff für einige seiner Werke. Auf dem Gymnasium zählte Alois Jirásek zu Hašeks Lehrern, der Autor zahlreicher historischer Romane, die den Freiheitskampf des tschechischen Volkes behandelten und die Schüler für diesen Kampf zu begeistern vermochten. Das Lernen bereitete Hašek keine Schwierigkeiten. Er mußte jedoch die Schule verlassen. Seine Leistungen waren nach dem Tode des Vaters gesunken, und außerdem hatte er an einer Demonstration gegen die Wiener Regierung teilgenommen, was ihm sehr übel vermerkt wurde. Der Drogist Kokoška nahm den abgedankten Gymnasiasten auf; der verscherzte sich aber durch einen Bubenstreich die Gunst seines Lehrherrn, und so fand auch

dieser Versuch, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, ein vorzeitiges Ende.

Die Erfahrungen im Umgang mit den verschiedensten Menschen und alle seine Erlebnisse während jener Zeit bewahrte sein ausgezeichnetes Gedächtnis, um sie später in seinen Erzählungen „Aus der alten Drogerie“ zu verwerten. Hašek gibt also die Lehre auf und wird Student an der Handelsakademie. Die Ferien über wandert er, größtenteils zu Fuß, durch die Slowakei, durch Ungarn und Galizien; besonders liebt er die wunderbare Landschaft der slowakischen Berge. Er erlebt nicht nur die herrliche Natur, sondern er sieht vor allem das Volk, die einfachen Menschen und ihre soziale und nationale Unterdrückung in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Diese Wanderungen sind Hašeks große literarische Schule. Als leidenschaftlicher und aufmerksamer Beobachter registriert er alle Eindrücke, sie finden später einmal ihren Niederschlag in seinen Werken. Auch seine Sprachkenntnisse, besonders die ungarischen, bereichert er.

Nachdem er sein Studium an der Handelsakademie im Jahre 1902 erfolgreich beendet hat, arbeitet Hašek bei der Bank „Slavia“. Er entspricht damit einer Bitte seiner Mutter; ihm selbst behagt dieser Beruf gar nicht, denn schon während seiner Lehrzeit in der Drogerie träumte er davon, Schriftsteller zu werden. Bald lockt ihn der Frühling hinaus, ohne Urlaub fährt er für einige Wochen in die Slowakei. Doch als er kurz darauf zum zweitenmal ohne ein Wort von seiner Arbeit weg auf Wanderung geht, wird er entlassen — seine Beamtenlaufbahn dauerte also nicht einmal ein Jahr! Nun kann er seinen Traum verwirklichen, nichts kann ihn hindern, sich nun endgültig der Schriftstellerei zu widmen. Alles das, was er auf seinen Wanderungen gesehen und erlebt hat, bietet ihm reichen Stoff für seine Erzählungen. Gorki ist sein großes Vorbild, und wie diesem wird Hašek die Natur und vor allem das Volk, das er auf seinen Fußreisen durch die österreichische Monarchie kennenlernte, zur schöpferischen Quelle. Hašeks Werk knüpft an die satirischen Traditionen in der tschechischen Literatur, besonders gepflegt von K. Havlíček und Neruda, an.

Der Haß gegen die Unterdrückung bringt Hašek sehr bald in die Reihen der sozialistischen Bewegung, doch stößt ihn der Opportunismus der Sozialdemokratie, besonders in der Frage der Revolution, ab. Im Jahre 1904 bekennt er sich zu den

Anarchisten, später wird er auch Redakteur der anarchistischen Zeitschrift „Komuna“. Als er am 1. Mai 1907 an der Demonstration der Anarchisten teilnimmt, wird er verhaftet.

Schon über ein Jahr pflegte er damals die Bekanntschaft mit Jarmila Mayerová, einem intelligenten Mädchen aus gut spießbürgerlicher Familie. Teils aus Rücksicht auf diese Familie, die nichts von einer so unsicheren Existenz wie der eines Schriftstellers, noch dazu eines politisch tätigen, wissen will, teils deshalb, weil er erkannt hat, daß führende anarchistische Persönlichkeiten als Polizeispitzel arbeiten, wendet Hašek den Anarchisten den Rücken. Um seinem Schwiegervater zu beweisen, daß er fähig ist, eine Familie zu ernähren, nimmt er eine Stelle als Redakteur der Zeitschrift „Svět zvířat“ (Welt der Tiere) an. Nach jahrelangem Brautstand kann er im Mai 1910 Jarmila Mayerová endlich heiraten. In der folgenden Zeit ist Hašek sehr intensiv schriftstellerisch tätig, bis ins Jahr 1911 hinein steigert sich sein Arbeitseifer ständig, ungeachtet dessen, daß er sich in Gasthäusern außerordentlich wohl fühlt. Heute sind uns aus diesem einem Jahr mehr als hundert Erzählungen und Satiren bekannt, es bleibt späteren Nachforschungen vorbehalten, diese Zahl, die zweifellos keine endgültige ist, zu ergänzen. Sein Zeitgenosse, der tschechische Schriftsteller Eduard Bass, äußert sich sogar dahingehend, daß Hašek täglich eine Erzählung geschrieben und wie nach einem inneren Diktat gearbeitet habe.

In die Zeilen der seriösen Zeitschrift „Welt der Tiere“ schleichen sich plötzlich ganz neue Tiergattungen ein, erfunden und beschrieben von Hašek, der auf diese Weise einige Skandale in den Fachzeitschriften heraufbeschwört und damit seine Stellung aufs Spiel setzt und seine Entlassung provoziert. Seiner Tätigkeit bei Herrn Leo Fuchs, der außer der „Welt der Tiere“ auch noch eine Tierhandlung besaß, verdankt Hašek seine Erfahrungen mit Tieren, besonders mit Hunden, und die Erkenntnis, daß man bei derartigen Unternehmen recht gut verdienen kann. Er eröffnet darum selbst eine Hundehandlung, die den pompösen Namen „Kynologische Anstalt“ trägt. Wenn diesem Geschäft auch keine lange Lebensdauer beschieden ist, verdient seine Existenz doch insofern unser Interesse, als wir ihm die Erzählungsreihe „Mein Hundegeschäft“ und viele ergötzliche Stellen im „Švejk“ verdanken.

Im Wahlkampf des Jahres 1911 gründet Hašek seine „Partei des gemäßigten Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes“. Einige Losungen dieser Partei lassen erkennen, wie es Hašek meint: „Wir fordern die Nationalisierung der Hausmeister“; „Wir wollen gegen das Erdbeben in Mexiko protestieren“; „Wer uns seine Stimme gibt, bekommt ein Taschenaquarium“; „Wir brauchen noch fünfzehn Stimmen!“ Hašek benutzt seine Wahlversammlungen dazu, die österreichisch-ungarische Monarchie lächerlich zu machen und auch den Opportunismus der sozialistischen Parteien zu enthüllen. Eindeutig sind seine Parolen „Jeder Radikalismus schadet“ und „Einen gesunden Fortschritt kann man nur langsam und allmählich erreichen“ gegen den Reformismus gerichtet. Er fordert Gesetzlichkeit unter dem Schlagwort: „Größere Strenge dem armen Volk gegenüber!“ Jedermann begreift seine Parodie auf den Wahlkampf und die Wahlparolen der Parteien, und seine Wahlversammlungen finden viel Zuspruch. Seine Kandidatur hat nur den einzigen Fehler, daß er sie nicht registrieren ließ, handelt es sich ja für ihn nur darum, unter dem Deckmantel der Loyalität eine scharfe Gesellschaftskritik zu üben.

Hašek fühlt sich durch das Familienmilieu beengt. Seiner Frau mißfallen seine Freunde und sein Leben mit ihnen. Trotz aller Zuneigung kommt es zum Bruch. Hašek lebt seitdem bald hier, bald da bei seinen Freunden und Bekannten.

Der Weltkrieg bricht aus. 1915 wird Hašek zum 91. Regiment in České Budějovice als sogenannter Einjährig-Freiwilliger eingezogen. Vieles von dem, was er selbst erlebte, begegnet in seinem „Švejk“ dem Einjährig-Freiwilligen Marek. — Auf der Fahrt zur Front entstehen eine Reihe Gedichte, die hellhörig auf den Schrecken und den Zynismus des Krieges reagieren und ein sprechender Beweis dafür sind, daß ihr Autor den österreichisch-ungarischen imperialistischen Krieg aufs tiefste haßte. Hašek war nicht im geringsten daran interessiert, für die Monarchie zu kämpfen, sondern entschlossen, so bald als möglich zu desertieren. Schon im September 1915 läuft er auf die russische Seite über und meldet sich freiwillig zum Kampf gegen die österreichische Monarchie und für die Befreiung seines Volkes in die tschechoslowakischen Legionen. Mit zahlreichen Satiren und Artikeln, veröffentlicht in der Zeitschrift „Čechoslovan“, setzt er sich für die Freiheit seiner Heimat ein. Er sieht jedoch bald, daß die Leitung der tschechoslowa-

kischen Legion in den Händen von Menschen liegt, denen die Freiheit des Volkes nicht Herzenssache ist, die vielmehr bereit sind, das Land jedem zu verkaufen. Demzufolge sagt sich Hašek in einem Schreiben an die Zweigstelle des Tschechoslowakischen Nationalrates von der Legion los: „Ich teile Ihnen mit, daß ich mit der Politik der Zweigstelle des Nationalrates und mit dem Abtransport unserer Armee nach Frankreich nicht einverstanden bin. Ich trete deshalb solange aus der tschechischen Armee aus, bis in ihr und in der Leitung des Nationalrates eine andere Richtung vorherrschen wird. Ich bitte, meine Entscheidung zur Kenntnis zu nehmen. Ich werde stets für die Revolution in Österreich und für die Befreiung unseres Volkes arbeiten.“ Hašek verläßt die Legion, tritt im März 1918 in die Rote Armee ein und wird Mitglied der Kommunistischen Partei, steckbrieflich verfolgt von der konterrevolutionären Leitung der Legion und in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Im Juni 1918 ruft Hašek von Samara aus die tschechoslowakischen Soldaten in einer Proklamation auf, zur Roten Armee überzugehen: „Wir tschechoslowakischen Kommunisten fordern alle revolutionären Tschechoslowaken auf, die Interessen der Russischen Föderativen Sowjetrepublik zu verteidigen, um ihr zum Endsieg über alle Verräter der Weltrevolution zu verhelfen.“ In einem anderen Flugblatt, für die tschechoslowakische Armee in Rußland bestimmt, heißt es: „Bleiben wir in Rußland an der Seite der sozialistischen Revolution, dann spielen wir eine der Nachkommen der Hussiten würdige Rolle.“

Der Aufenthalt in der Sowjetunion und die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei haben aus Hašek einen anderen Menschen gemacht. Er ist nicht mehr der Prager Bohémien der feuchtfröhliche Kumpan, seine ganze Arbeit gilt der Revolution. In der 5. Armee bewährt er sich als bewußter Kämpfer, er ist aktiv als Armee- und Parteifunktionär tätig verfaßt für die verschiedenen Armeezeitschriften Artikel in russischer, deutscher und ungarischer Sprache, hält Vorträge, arbeitet als Organisationskommissar der 5. Armee in Irkutsk und ist gleichzeitig Redakteur der deutschen Zeitschrift „Sturm“, der ungarischen „Roham“ und der mongolischen „Ÿr“ („Die Flamme“).

Die Mitglieder der ersten tschechoslowakischen Delegation die das neue Rußland besuchte, fordern Hašek zur Rückkehr

in die Heimat auf, damit er dort der tschechoslowakischen Linken helfe. Am 19. Dezember 1920 kehrt er nach Prag zurück. Doch die Hetze der bürgerlichen Parteien, entfesselt wegen seines Übertritts zur Roten Armee und seiner entschieden linksgerichteten politischen Einstellung, sowie das Mißtrauen einiger Genossen, denen seine Tätigkeit in der Roten Armee nicht genügend bekannt war und die noch unter dem Einfluß bürgerlicher Verleumdungen standen, verhindern eine direkte politische Arbeit, so daß Hašek nur die Möglichkeit bleibt, in einer Reihe politischer Satiren, die er im „Rudé Právo“ veröffentlicht, die Bourgeoisie anzugreifen und nach Kräften zu bekämpfen. Ohne einen Heller Geld und ohne Unterkunft ist Hašek gezwungen, wieder zu einem seiner Kumpane von früher zu ziehen, er nähert sich erneut dem Bohèmeleben, das er schon vor dem Kriege geführt hat. Um sich aus dieser mißlichen Lage zu befreien, beginnt er, die „Abenteuer des braven Soldaten Švejk“ herauszugeben. Der Roman erscheint in einzelnen Heften, die Hašek anfangs selbst mit seinen Freunden in Gasthäusern verkauft. Sowie er einige Blätter fertig hatte, gab er sie in Druck. Daß Hašek dennoch, obwohl ihm dadurch jede Möglichkeit genommen war, bei der großzügigen Konzeption des Werkes noch irgend etwas zu ändern, ein Meisterwerk gelang, mag als Beweis für sein großes schriftstellerisches Talent dienen. Der Roman gewann sehr bald Popularität und Beliebtheit. Auch Hašeks materielle Lage besserte sich ein wenig, doch war seine Gesundheit infolge der ungeordneten Lebensweise untergraben. In Lipnice, einem kleinen Städtchen inmitten tiefer Wälder, setzte er seine Arbeit am „Švejk“ mit mehr Ruhe fort. Im Verlaufe von kaum zwei Jahren entstanden neben einigen Dutzend Erzählungen viele hundert Seiten der dritten, nunmehr endgültigen Fassung des „Švejk“. Eine zweite Fassung stammt noch aus seiner Zeit in der tschechoslowakischen Legion. Trotz konzentriertesten Schaffens und größter Energie blieb das Werk unvollendet. Am 3. Januar 1923 unterbrach der Tod Hašeks Arbeit. Der kaum vierzigjährige Autor hinterließ ein völlig zersplittertes Werk, verstreut in unzähligen Zeitschriften. Noch heute entdeckt man in den verschiedensten tschechischen Blättern und sogar in den Archiven der Armeezeitschriften in der Sowjetunion Humoresken und Erzählungen aus seiner Feder. Etwa 1200 Erzählungen sind uns im Augenblick be-

kannt. Das Manuskript eines Romans, „Die Geschichte eines Ochsen“, ging schon vor dem ersten Weltkrieg verloren; „Der Minister und sein Kind“, ein satirisches Drama, das der Schauspieler E. A. Longen nach Berlin gebracht hat, verschwand vor dem zweiten Weltkrieg. Nicht nur der „Švejk“ also blieb ein Fragment, auch von Hašeks Gesamtwerk sind uns nur Bruchstücke bekannt. Und doch genügte dieser unvollständige Nachlaß, ihm einen Platz in der Weltliteratur zu sichern. Sind auch die „Abenteuer des braven Soldaten Švejk“ in einem Zuge und in verhältnismäßig kurzer Zeit niedergeschrieben, so sind sie doch nicht das Werk einer zufälligen Intuition, sondern die gereifte Frucht eines Lebens, sie gleichen einem breiten Strom, der aus einzelnen Quellen und Bächen entstanden ist. Und diese Quellen sind die Hunderte von Erzählungen, Vorstudien, in denen die einzelnen Episoden, Einfälle und Situationen des großen Werkes vorgeformt sind. Keine von ihnen ist in das endgültige Werk in ihrer ursprünglichen Form eingegangen, alle wurden sie umgestaltet. Immer wieder begegnen wir in den Erzählungen dem einfachen Manne aus dem Volke, der in seiner Einfalt die Herren bloßstellt und überlistet und damit die Gebrechen eines ganzen Systems aufdeckt. So führt zum Beispiel in der „Informationsreise“ ein einfacher Dorfbewohner den Polizeispitzel in ähnlicher Weise an der Nase herum wie später Švejk den Polizeientagenten Brettschneider. Die Person Švejks, die 1911 zum erstenmal in Hašeks Werk auftritt, gewinnt später viel an menschlicher Breite und Tiefe. Es ist nicht mehr nur der Tscheche, der gegen die österreichisch-ungarische Armee auf seine Weise kämpft, sondern der Švejk der Nachkriegsfassung verkörpert den Soldaten schlechthin, der gegen den imperialistischen Krieg überhaupt auftritt. Er besitzt die Fähigkeit, wie Julius Fučík sagt, jeden imperialistischen Krieg zu verlieren; nicht durch Drückebergerei, sondern durch konsequenteste Erfüllung jedes, auch des unsinnigsten Befehls. Das Werk ist somit nicht nur eine Kampfansage an den Militarismus, sondern im erweiterten Sinne an Stumpfsinn und Dummheit überhaupt.

Die meisten der in der Auswahl enthaltenen Erzählungen stehen in Beziehung zu Hašeks Hauptwerk, zu seinem Lebenswerk. So zeigt die kleine Skizze von dem Dachshund und Svoboda, die 1911, also noch vor dem „Švejk“ entstanden ist,

die rechtlose Stellung des Soldaten — eine scheinbar bedeutungslose Episode aus dem Soldatenleben und doch eine Anklage. Hašeks Einstellung dem Klerus und seiner Heuchelei gegenüber spricht eindeutig aus der „Moralischen Geschichte“ und dem „Kloster von Beckov“.

Daneben steht die Idylle des schlichten volksverbundenen Dorfpfarrers, der mit seinem selbstdestillierten Wodka seine Pfarrkinder bewirtet. Die Pointe erinnert an eine Episode, die sich zwischen dem Feldkuraten Katz und dem frommen Feldkuraten des späteren „Švejk“ abspielt. In der Erzählung „Am Plattensee“ ist Hašek auch die Schilderung eines Idylls — sie steht hier am Anfang — nicht mehr nur Selbstzweck, sondern vielmehr ein Mittel, um die Tragik des eigentlichen Erzählungskerns um so schärfer herauszuheben. Den Charakter der Klassenjustiz enthüllt die Erzählung „Raubmörder vor Gericht“, die Richter und Geschworene bar jeder menschlichen Gefühle zeigt.

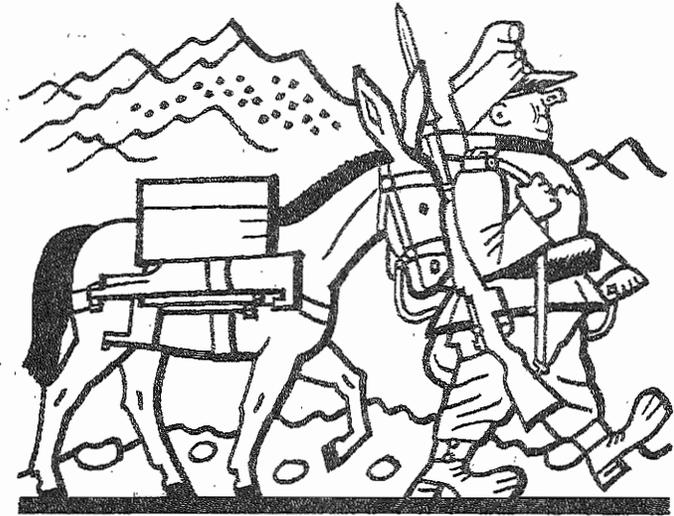
Hašeks Humor und Satire sind gegen den Klerus gerichtet, gegen den Kleinbürger, gegen den degenerierten Adel, gegen den Bürokratismus, gegen alle Schwächen seiner Zeit und ihrer Gesellschaft. Nur selten verfällt er in scheinbar bloße Spielerei, so zum Beispiel, wenn er eine Biblepisode variiert und an ihrem Schluß fast dem Dadaismus vorgreift. Dennoch läßt sich auch hier noch eine verborgene Absicht ahnen, wenn man in Betracht zieht, daß „Cham vor Gericht“ im gleichen Jahr entstand wie „Die Heilige und die Tiere“, „Im Kloster von Beckov“ und „Eine moralische Geschichte“.

Das Selbstporträt aus dem Jahre 1912, eine Satire auf die Selbstverherrlichung der Wahlkandidaten, gehört in die Serie der „Annalen der Partei des gemäßigten Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes“. Nicht einmal die Abhandlung über das gute Benehmen will bloß humoristisch sein und amüsieren, es äußert sich darin vielmehr die Empörung Hašeks über geheutelten Anstand zu einer Zeit, in der die sozialistischen Minister Stunden nahmen in „Bon ton“ und Französisch und die Interessen der Arbeiterklasse vernachlässigten. Die „Beichte“ erteilt der Reaktion und ihren Verleumdungen nach Hašeks Rückkehr aus der Sowjetunion eine scharfe Abfuhr, die in der Bitte um Aufnahme in die ihn verleumdende Partei gipfelt. Und damit schließt sich der Kreis. Die Skizze „Die Beichte“ stellt ein indirektes politisches Bekenntnis Hašeks

dar, und jede einzelne Erzählung des Bandes „Die Beichte“ legt Zeugnis ab von dem vielfältigen Schaffen des Autors, sie alle sind Bruchstücke eines großen, umfassenden Lebensbekenntnisses und sollen dazu beitragen, dem deutschen Leser den Menschen und Kämpfer Hašek näherzubringen.

Prag, März 1957

Rudolf Toman



Švejk zieht gen Italien

Švejk kam frohen Mutes zum Kommiß. Es ging ihm darum, beim Militär eine Hetz zu erleben, und es gelang ihm, die ganze Garnison von Trident samt dem Kommandanten in Staunen zu versetzen. Švejk lächelte stets, benahm sich sanftmütig, und vielleicht war er gerade deshalb dauernd eingesperrt.

Sobald er den Arrest verlassen hatte, beantwortete er mit lächelnder Einfalt alle Fragen, und mit vollkommener Ruhe ließ er sich von neuem einsperren, im Innersten zufrieden, daß ihn alle Offiziere der Tridenter Garnison fürchteten, nicht weil er grob gewesen wäre, im Gegenteil: vor seinen höflichen Antworten, seiner ehrfurchtsvollen Haltung und seinem lieben treuherzigen Lächeln bangte es ihnen.

Eine Inspektion kam auf die Stube. Švejk saß lächelnd auf dem Feldbett und grüßte ehrerbietig: „Gelobt sei Jesus Christus, ich melde gehorsamst.“

Der Offizier Walk knirschte mit den Zähnen angesichts dieses offenerzigen, freundlichen Lächelns und hätte Švejk mit Lust

die Mütze auf dem Kopf zurechtgerückt, damit sie vorschriftsmäßig sitze, aber der warme und innige Blick seines Gegenübers hielt ihn von diesem Vorhaben zurück.

Major Teller betrat die Stube. Offizier Walk musterte streng die Mannschaft, die neben ihren Feldbetten stand, und befahl: „Sie, Švejk, Gewehr bringen!“

Švejk erfüllte gewissenhaft den Befehl, brachte aber statt des Gewehrs den Tornister. Major Teller betrachtete wütend das liebe unschuldige Gesicht Švejks und legte los: „Sie wissen wohl nicht, was ein Gewehr ist?“

„Melde gehorsamst, ich weiß nicht.“ Und schon führte man ihn in die Kanzlei ab. Man brachte ein Gewehr und hielt es ihm unter die Nase: „Was ist das, wie heißt das?“

„Melde gehorsamst, ich weiß nicht.“

„Das ist ein Gewehr!“ — „Melde gehorsamst, daß ich's nicht glaube.“ Er wurde eingesperrt, und der Profos hielt es für seine Pflicht, ihm zu sagen, daß er ein Esel sei. Die Mannschaft rückte dann zu einer schweren Übung ins Gebirge aus; aber Švejk saß ruhig lächelnd hinter Gittern.

Da man mit ihm nichts anzufangen wußte, ernannte man ihn zum Burschen bei den Einjährigen. Er half beim Mittagessen und beim Abendbrot im Kasino.

Er brachte das Besteck, die Speisen, den Wein und das Bier, setzte sich bescheiden an die Tür, rauchte seine Zigarette, und dann und wann bemerkte er: „Melde gehorsamst, meine Herren, daß Herr Offizier Walk ein braver Herr ist, ein zu braver Herr“, und blies lächelnd den Rauch der Zigarette in die Luft.

Bei einer Inspektion im Kasino hatte irgendein neuer Offizier das Glück, Švejk, der bescheiden an der Tür stand, zu fragen, welcher Kompanie er angehöre.

„Melde gehorsamst, daß ich es, bitte, nicht weiß.“

„Himmeldonnerwetter, welches Regiment liegt hier?“

„Melde gehorsamst, daß ich es, bitte, nicht weiß.“

„Mensch, wie heißt diese Stadt, in der unsere Garnison liegt?“

„Melde gehorsamst, daß ich es, bitte, nicht weiß.“

„Mensch, wie sind Sie denn hergekommen?“

Mit treuherzigem Lächeln betrachtete Švejk gutmütig und außerordentlich wohlwollend den Offizier und berichtete:

„Melde gehorsamst, daß ich geboren wurde und später zur Schule ging. Dann lernte ich Tischler und habe auch aus-

gelernt. Nachher führte man mich in ein Gasthaus, und dort mußte ich mich splitternackt ausziehen. Nach ein paar Monaten holte mich dann der Gendarm und brachte mich in die Kaserne. Dort hat man mich untersucht und zu mir gesagt: ‚Mensch, Sie haben sich um drei Wochen mit Ihrem Antritt zum Militärdienst verspätet. Dafür sperren wir Sie ein.‘ Ich fragte, warum, wo ich doch gar nicht zum Militär wollte und gar nicht wußte, was ein Soldat ist. Trotzdem sperrte man mich ein. Dann setzte man mich in einen Zug, fuhr mich herum, und schließlich kamen wir hierher. Ich fragte niemanden: ‚Was ist das für ein Regiment, welche Kompanie, welche Stadt?‘, weil ich keinen belästigen wollte, und gleich beim ersten Exerzieren hat man mich eingesperrt, weil ich im Glied eine Zigarette anzündete; ich weiß nicht, weshalb. Dann wurde ich eingesperrt, wo ich auch hinkam. Einmal, weil ich das Bajonett verlor, später, weil ich auf dem Schießstand fast den Herrn Oberst erschossen hätte, und jetzt nun diene ich den Herren Einjährig-Freiwilligen.“

Švejk schaute den Offizier mit kindlich-klarem Blick an, der wußte nicht, ob er lachen oder wüten sollte.

Der Heilige Abend kam. Die Einjährigen stellten einen Weihnachtsbaum im Kasino auf, und nach dem Abendessen hielt der Herr Oberst eine rührende Rede, in der er behauptete, daß Christus geboren sei, wie alle wußten, und daß der Freude an ordentlichen Soldaten habe und daß ein ordentlicher Soldat an sich selbst Freude haben müsse ...

Und mitten in diese Festrede ertönte ein inniges: „Ja, ja! 's ist schon so!“

Dies sagte leuchtenden Antlitzes der brave Soldat Švejk, der unbeachtet unter den Einjährigen stand.

„Sie, Einjähriger!“ brüllte der Herr Oberst, „wer hat das gesagt?“ Aus der Reihe der Einjährigen trat Švejk hervor und schaute mit einem sanften Lächeln dem Herrn Oberst in die Augen: „Melde gehorsamst, ich diene hier den Herren Einjährig-Freiwilligen, und mir hat sehr gut gefallen, was Herr Oberst gesagt haben. Es kam so richtig von Herzen!“

Als in Trident die Glocken zur Mitternachtsmesse läuteten, saß der brave Soldat Švejk schon mehr als eine Stunde im Knast. Diesmal blieb er recht lange eingesperrt, dann gürtete man ihm wieder sein Bajonett um und kommandierte ihn zur Maschinengewehrabteilung ab.

An der italienischen Grenze fand eine große Übung statt, und der brave Soldat Švejk zog der Armee nach.

Vor der Expedition lauschte er den Ausführungen des Kadetten: „Stellt euch vor, daß uns Italien den Krieg erklärt hat und daß wir gegen den Italiener ziehen.“

„Gut, also ziehen wir!“ rief Švejk, wofür er sechs Tage bekam.

Nach Verbüßung der Strafe schickte man ihn mit drei anderen Arrestanten und einem Korporal der Maschinengewehrabteilung nach. Zunächst zogen sie durch ein Tal, dann ging es zu Pferd ins Gebirge, und hier, wie zu erwarten war, verloren sie Švejk im tiefen Wald an der italienischen Grenze.

Er drang durch das Dickicht und suchte vergebens seine Kameraden, bis er glücklich in voller Rüstung die italienische Grenze überschritt.

Und dort zeichnete sich der brave Soldat Švejk aus. Eine Maschinengewehrabteilung aus Mailand machte gerade an der österreichischen Grenze ihre Übungen, ein Maultier mit einem Maschinengewehr und acht Soldaten kamen zufällig auf das Plateau, von dem aus der brave Soldat Švejk gerade Ausschau hielt. Die italienischen Soldaten verkrochen sich mit argloser Ruhe ins Dickicht und schliefen. Das Maultier mit dem Maschinengewehr weidete voll Hingabe und entfernte sich immer weiter von seiner Abteilung, bis es die Stelle erreichte, von der aus Švejk lächelnd den Feind beobachtete.

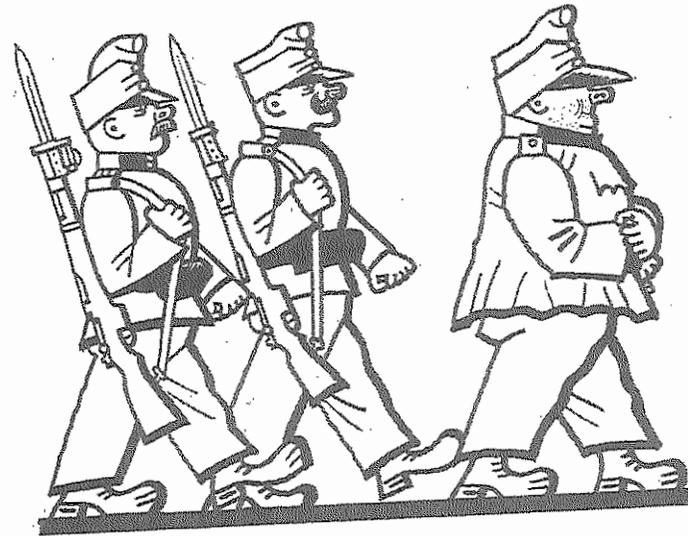
Der brave Soldat Švejk packte das Maultier am Zaum und kehrte mit einem italienischen Maschinengewehr auf einem italienischen Maultier nach Österreich zurück.

Er stieg den Gebirgshang in der gleichen Richtung hinab, aus der er gekommen war, dann irrte er einen halben Tag mit dem Maultier im Walde umher, bis er endlich am Abend das österreichische Lager erblickte.

Die Wache wollte ihn nicht passieren lassen, weil er die Parole nicht wußte. Ein Offizier eilte herbei, Švejk warf sich lächelnd in Positur und meldete salutierend: „Ich melde gehorsamst, Herr Leutnant, daß ich dem Italiener ein Maultier mit einem Maschinengewehr abgenommen habe!“

Da führte man den braven Soldaten Švejk ins Garnisonsgefängnis, wir aber wissen seitdem, wie das neueste italienische Maschinengewehrmodell aussieht.

(1911)



Der brave Soldat Švejk holt Meßwein

Der apostolische Feldvikar Dr. Kolleman Belopotoczky, trikalischer Bischof, hatte Augustinus Kleinschrodt zum Feldkuraten der Tridenter Garnison ernannt.

Zwischen einem gewöhnlichen Geistlichen, einem Seelsorger-Zivilisten und einem Militärgeistlichen besteht ein großer Unterschied. In letzterem sind auf die vollkommenste Weise Religion und Soldatentum verbunden, zwei grundsätzlich verschiedene Stände sind hier zusammengefügt, und die beiden Seelsorgerkategorien unterscheiden sich ebenso grundlegend voneinander wie ein Dragoner-Oberleutnant, der in der Militäarakademie das Reiten lehrt, und ein Hippodrombesitzer. Ein Militärgeistlicher wird vom Staat bezahlt, er ist ein Militärbeamter in einer bestimmten Rangklasse, er ist berechtigt, einen Säbel zu tragen, und besitzt das Duellrecht. Der Seelsorger-Zivilist bekommt zwar auch sein Gehalt vom Staat, aber er muß versuchen, sich auch von den Gläubigen Geld zu verschaffen, damit er bequem leben kann.

Der Soldat braucht einen gewöhnlichen Geistlichen nicht zu

grüßen, aber er muß dem Militärgeistlichen die ihm gebührende Ehre erweisen, sonst wird er eingesperrt. Gott hat also zweierlei Vertreter auf Erden, zivile und militärische.

Die zivilen müssen für die politische Agitation sorgen, bei den militärischen beichten die Soldaten und werden von ihnen eingesperrt, was bestimmt schon damals in der Absicht des lieben Gottes lag, als er diese sündige Welt schuf und später auch Augustinus Kleinschrodt.

Wenn dieser hochwürdige Herr sich durch die Straßen von Trident wälzte, glich er aus der Ferne einem Kometen, mit dem der erzürnte Gott die unglückliche Stadt strafen wollte. Er war furchtbar in seiner Herrlichkeit, und es ging die Rede, daß er in Ungarn schon drei Duelle absolvierte, in denen er seinen Gegnern aus dem Offizierskasino, da sie in Glaubensdingen zu lau waren, die Nasen abhackte.

Nachdem er auf diese Weise den Umfang der Ungläubigkeit vermindert hatte, wurde er nach Trident versetzt, und zwar eben zu der Zeit, als der brave Soldat Švejk das Garnisonsgefängnis verließ und zu seiner Kompanie zurückkehrte, um weiterhin der Verteidigung des Vaterlandes nachzugehen.

Der geistliche Vater der Tridenter Besatzung suchte in dieser Zeit gerade einen neuen „Putzleck“ und ging in die Garnison, um ihn höchst persönlich unter den Mannschaften auszuwählen:

Was Wunder, daß sein Blick beim Besuch der Stuben auf das gutmütige Antlitz des Soldaten Švejk fiel und daß er ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Du kommst mit!“

Der brave Soldat Švejk versuchte sich darauf zu berufen, daß er nichts ausgefressen habe, aber der Korporal gab ihm einen Stoß und führte ihn in die Kanzlei.

Dort rückte der Unteroffizier nach langen Entschuldigungen damit heraus, daß der brave Soldat Švejk „ein Mistvieh“ sei, aber Hochwürden Kleinschrodt unterbrach ihn: „Ein Mistvieh kann doch ein gutes Herz haben“, wozu der brave Soldat Švejk demütig mit dem Kopf nickte. Sein lächelndes Gesicht mit den treuherzigen Augen strahlte in vollendeter Rundheit aus der Ecke des Zimmers, und der hochwürdige Heeresseelsorger verzichtete Aug' in Auge mit diesem gutmütigen Antlitz sogar darauf, das Strafregister des braven Soldaten Švejk einzusehen.

Von da an begann für Švejk ein gesegnetes Leben. Er trank

heimlich den Meßwein und putzte seinem Vorgesetzten so schön das Pferd, daß Hochwürden Kleinschrodt ihn einmal anerkennend lobte.

„Melde gehorsamst“, antwortete der brave Soldat Švejk, „daß ich alles mache, damit das Pferdchen so schön ist wie Hochwürden.“

Dann kamen die großen Tage des Feldlagers bei Casrel-Nuovo, wo auch die Feldmesse zelebriert werden sollte.

Augustinus Kleinschrodt benutzte für kirchliche Zwecke nur den niederösterreichischen Meßwein aus Vöslau, den italienischen Wein konnte er nicht leiden. Und so geschah es, daß er, als der Weinvorrat zu Ende ging, den braven Soldaten Švejk zu sich rief und ihm sagte: „Morgen früh gehst du in die Stadt, Wein aus Niederösterreich, aus Vöslau, holen. In der Kanzlei bekommst du Geld und bringst ein Achtliterfäßchen. Gleich zurückkommen! Wohlgemerkt: aus Vöslau in Niederösterreich. Abtreten!“

Am nächsten Tage empfing Švejk zwanzig Kronen, und damit ihn bei seiner Rückkehr die Wache ins Lager hineinlasse, wurde ihm folgender Ausweis ausgestellt: „Im Dienstauftrag Wein holen.“

Der brave Soldat Švejk ging in die Stadt und wiederholte während des ganzen Weges gewissenhaft: „Vöslau, Niederösterreich.“ Dasselbe meldete er auch auf dem Bahnhof, und nach einer dreiviertel Stunde fuhr er mit dem Zug zufrieden nach Niederösterreich.

An diesem Tage störte nur der bittere italienische Wein in der Meßkanne den würdigen Verlauf der Messe.

Gegen Abend war Augustinus Kleinschrodt langsam davon überzeugt, daß der brave Soldat Švejk ein Halunke sei, der seine Militärpflichten vergessen habe.

Augustinus Kleinschrodts Gezeter war im ganzen Lager zu hören, es tönte bis zu den Alpen und überflutete das ganze Etschtal bis hinunter nach Meran, welches der brave Soldat Švejk vor einigen Stunden mit einem Lächeln der Zufriedenheit und im seligen Bewußtsein gewissenhaftester Pflichterfüllung passiert hatte.

Er fuhr durch Täler und Tunnel, und auf jedem Bahnhof fragte er trocken: „Vöslau, Niederösterreich?“

Endlich begrüßte der Vöslauer Bahnhof das gutmütige Gesicht des braven Soldaten Švejk, der einem Herrn mit Dienst-

mütze den amtlichen Militärausweis zeigte: „Im Dienstauftrag Wein holen.“

Lieulich lächelnd fragte er, wo hier die Kaserne sei. Der Mann mit der Mütze erkundigte sich nach dem Marschbefehl. Der brave Soldat Švejk erwiderte, daß er nicht wisse, was ein Marschbefehl sei. Dann kamen zwei Männer mit Dienstmütze und begannen ihm zu erklären, daß sich die nächste Kaserne in Korneuburg befinde.

Der brave Soldat Švejk kaufte sich also eine Karte nach Korneuburg und fuhr weiter.

In Korneuburg liegt ein Eisenbahnregiment, und in der Kaserne wunderte man sich sehr, als in der Nacht der brave Soldat Švejk am Tor auftauchte und der Wache seinen Ausweis zeigte: „Im Dienstauftrag Wein holen.“

„Lassen wir es bis morgen“, meinte die Wache, „der Herr Inspektionsoffizier ist soeben eingeschlafen.“

Der brave Soldat Švejk legte sich auf das Feldbett mit der beseligenden Gewißheit, für den Staat zu tun, was nur in seinen Kräften stehe, und schlief zufrieden ein.

Am Morgen brachte man ihn in die Magazinkanzelei. Dort zeigte er dem Rechnungsfeldwebel sein Begleitschreiben. „Im Dienstauftrag Wein holen“, mit dem Stempel: „Feldlager Castel-Nuovo, Rgt. 102, Bat. 3“, und mit der Unterschrift des diensthabenden Offiziers.

Der verdatterte Feldwebel führte ihn in die Regimentskanzelei, wo ihn der Oberst zu verhören begann.

„Melde gehorsamst“, sagte der brave Soldat Švejk, „ich komme im Auftrage von Hochwürden, dem Herrn Feldkuraten Augustinus Kleinschrodt aus Trident. Ich soll ein Achtliterfäßchen mit Meßwein aus Vöslau holen.“

Man hielt eine eingehende Beratung ab. Das gutmütige, einfältige Gesicht, die aufrechte militärische Haltung und das Begleitschreiben: „Im Dienstauftrag Wein holen“, mit ordentlichem Stempel und Unterschrift, dies alles erweckte den günstigsten Eindruck, machte jedoch die ganze Angelegenheit nur noch verzwickter.

Eine lebhafte Debatte entspann sich, und man äußerte die Ansicht, daß wahrscheinlich der hochwürdige Feldkurat Augustinus Kleinschrodt verrückt geworden sei und daß man nichts anderes tun könne, als den braven Soldaten Švejk mit einem Marschbefehl zurückzuschicken.

Der Unteroffizier stellte also für Švejk den Marschbefehl aus. Er war kein schlechter Mensch, und es kam ihm nicht auf einige Kilometer an. Er schrieb die Route über Wien, Graz, Zagreb, Triest, Trident aus und berechnete die Reise für zwei Tage. Man gab Švejk 1,60 Kronen Zehrgeld, der Unteroffizier kaufte ihm die Fahrkarte, und der Koch legte ihm aus Mitleid drei Laib Kommißbrot in den Arm.

Inzwischen raste im Feldlager Castel-Nuovo der Feldkurat Augustinus Kleinschrodt umher, knirschte mit den Zähnen, und man hörte nichts anderes als: „Fangen, fesseln, erschießen!“

Der brave Soldat Švejk wurde schon vier Tage als fahnenflüchtig geführt, als er — welch Erstaunen! — in der Nacht am Eingang des Feldlagers erschien und mit einem sanften Lächeln der Wache seinen Marschbefehl aus Korneuburg überreichte und dazu seinen Ausweis aus dem Lager: „Im Dienstauftrag Wein holen.“

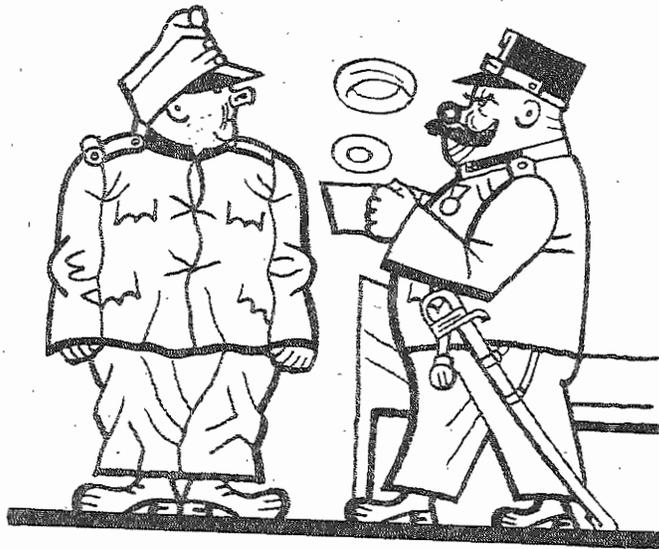
Er wurde sogleich verhaftet und zu seiner Verwunderung mit Handschellen gefesselt in eine Baracke geführt und eingesperrt.

Am Morgen brachte man ihn nach der Stadt in die Kaserne. Gleichzeitig traf eine Zuschrift vom Eisenbahnregiment aus Korneuburg ein, in der der Oberst nachfragte, warum der hochwürdige Feldkurat Augustinus Kleinschrodt den Soldaten Švejk nach Korneuburg geschickt habe, Meßwein aus Vöslau zu holen.

Nachdem Švejk verhört worden war — er hatte offenherzig, mit einem seligen Lächeln erzählt, wie alles geschehen war —, fand eine große Beratung statt, und der hochwürdige Herr Feldkurat Augustinus Kleinschrodt suchte den braven Soldaten Švejk im Gefängnis auf.

„Du tust am besten, du Mistvieh Švejk, wenn du dich superarbitrieren läßt, damit wir endlich vor dir Ruhe haben.“

Und da sagte der brave Soldat Švejk, seinen treuen Blick auf den Feldkuraten richtend: „Melde gehorsamst, daß ich Seiner Exzellenz dem Kaiser bis zum letzten Atemzug dienen werde.“



Das Superarbitrationsverfahren des braven Soldaten Švejk

In jeder Armee gibt es Lumpen, die nicht dienen wollen. Denen ist es lieber, wenn aus ihnen ganz gewöhnliche, blöde Zivilisten werden. Diese geriebenen Kerle beklagen sich zum Beispiel über einen Herzfehler, während sie vielleicht nur eine Blinddarmentzündung haben, wie sich dann bei der Sezierung herausstellt. Auf solche und ähnliche Weise wollen sie sich ihrer Militärdienstpflicht entziehen. Aber wehe ihnen! Es gibt hier noch das Superarbitrationsverfahren, das ihnen verdammt das Handwerk legt. Ein Kerl beklagt sich, daß er Plattfüße habe. Der Militärarzt verschreibt ihm Glaubersalz und ein Klistier, und — Plattfuß hin, Plattfuß her — er läuft, als wäre der Teufel hinter ihm her, und am Morgen wird er dann eingesperrt.

Ein anderer Schuft behauptet, Magenkrebs zu haben. Man legt ihn auf den Operationstisch und sagt: „Bei vollem Bewußtsein den Magen öffnen!“ Und eh' es gesagt, ist der Krebs ver-

schwunden, und der wundersam Geheilte wandert in den Arrest.

Das Superarbitrationsverfahren ist eine Wohltat für die Armee. Wenn es das nicht gäbe, würde sich jeder Rekrut krank fühlen und untauglich sein, den Tornister zu tragen.

Superarbitration ist ein Wort lateinischen Ursprungs. Super = über, arbitrare = betrachten, prüfen. Superarbitration bedeutet also „Überprüfung“.

Treffend sagte es ein Stabsarzt: „Sooft ich einen Maroden untersuche, tue ich dies in der Überzeugung, daß man nicht von superarbitrare (überprüfen), sondern von superdubitare (überzweifeln) sprechen soll, daß so ein Kranker ‚über jeden Zweifel‘ gesund wie ein Fisch im Wasser ist. Von diesem Prinzip gehe ich stets aus. Ich verschreibe Chinin und Diät. Nach drei Tagen betteln sie, ich möchte sie aus dem Krankenhaus entlassen. Und wenn inzwischen so ein Simulant stirbt, macht er's absichtlich, um uns aufzubringen und um den Betrug nicht absitzen zu müssen. Also ‚superdubitare‘ und nicht ‚superarbitrare‘: ‚Über jeden bis zu seinem letzten Atemzug zweifeln.“

Als man nun den braven Soldaten Švejk superarbitrieren wollte, beneideten ihn alle Kompanien.

Der Gefängnisprofos sagte zu ihm beim Essenbringen: „Du Halunke, du hast Glück, du gehst vom Kommiß nach Hause, du wirst hübsch glatt superarbitriert.“

Doch der brave Soldat Švejk erwiderte ihm dasselbe wie dem höchwürdigen Kuraten Augustinus Kleinschrodt: „Melde gehorsamst, daß das, bitte, nicht geht. Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser und will Seiner Exzellenz dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge dienen.“

Mit einem seligen Lächeln legte er sich auf das Feldbett. Der Profos meldete diese Äußerung Švejks dem diensthabenden Offizier Müller.

Müller knirschte mit den Zähnen: „Dem Lumpen werden wir's beibringen“, rief er, „damit er nicht meint, daß er beim Kommiß bleiben kann. Er muß mindestens Flecktyphus bekommen, und sollte er davon wahnsinnig werden.“

Der brave Soldat Švejk erklärte inzwischen einem eingesperrten Kameraden aus seiner Kompanie: „Ich werde Seiner Exzellenz dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge dienen. Bin ich Soldat, so muß ich Seiner Exzellenz dem Kaiser dienen.

und niemand darf mich vom Kommiß davonjagen, auch nicht der Herr General, wenn er mir einen Tritt in den Hintern geben und mich aus der Kaserne hinausschmeißen wollte. Ich würde wiederkommen und ihm sagen: „Melde gehorsamst, Herr General, daß ich seiner Exzellenz dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge dienen will und daß ich zur Kompanie zurückkehre!“ Und sollte man mich hier nicht haben wollen, so gehe ich zur Marine, um wenigstens zur See Seiner Exzellenz dem Kaiser zu dienen. Und sollte man mich auch dort nicht haben wollen und gäbe mir auch dort der Herr Admiral einen Tritt in den Hintern, so werde ich Seiner Exzellenz dem Kaiser in der Luft dienen.“

In der Kaserne herrschte jedoch die optimistische Hoffnung, daß man den braven Soldaten Švejk vom Kommiß davonjagen würde. Am 3. Juni wurde er vom Gefängnis abgeholt. Man schnallte ihn trotz seines verzweifelten Widerstandes mit einem Riemen auf eine Tragbahre und brachte ihn ins Garnisonkrankenhaus. Ununterbrochen erscholl unterwegs von der Tragbahre die patriotische Losung: „Soldaten, laßt mich nicht im Stich, ich will Seiner Exzellenz dem Kaiser weiterdienen!“

Er kam in die Abteilung für Schwerkranke, und der Stabsarzt Jansa untersuchte ihn flüchtig: „Du hast eine vergrößerte Leber und Herzverfettung, Švejk. Weit hast du's gebracht. Wir müssen dich vom Kommiß entlassen.“

„Bitte gehorsamst“, erwiderte Švejk, „daß ich kerngesund bin. Was würde, melde gehorsamst, die Armee ohne mich anfangen? Bitte gehorsamst, daß ich zur Kompanie will und daß ich Seiner Exzellenz dem Kaiser weiterdienen werde, treu und redlich, wie es sich für einen ordentlichen Soldaten ziemt und gehört.“

Man verordnete ihm ein Klistier, und als es ihm der Sanitäter Bočkovskij verabreichte, forderte ihn der brave Soldat Švejk in dieser heiklen Lage würdevoll auf: „Bruder, schone mich nicht; wenn ich den Italiener nicht gefürchtet habe, fürchte ich auch dein Klistier nicht. Ein Soldat darf sich vor nichts fürchten und muß dienen. Das merk dir!“

Er wurde hinausgeführt, und auf dem Lokus bewachte ihn ein Soldat mit geladenem Gewehr.

Darauf legte man ihn wieder ins Bett, und der Wärter Bočkovskij ging um ihn herum und seufzte: „Psia krew, hast du Eltern?“ — „Ja.“

„Hier kommst du nicht davon, du Simulant.“

Der brave Soldat Švejk gab ihm eine Ohrfeige.

„Ich, ein Simulant? Ich bin vollkommen gesund und will Seiner Exzellenz dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge dienen.“

Man wickelte ihn in Eisumschläge. Drei Tage lag er so, und als der Stabsarzt kam und zu ihm sagte: „Nun, Švejk, du wirst doch nach Hause gehen“, erklärte Švejk: „Bitte gehorsamst, Herr Stabsarzt, daß ich nach wie vor gesund bin und weiterdienen werde.“

Man steckte ihn wieder ins Eis; zwei Tage später sollte die Superarbitrationskommission zusammentreten, um ihn für immer von der Militärdienstpflicht zu befreien.

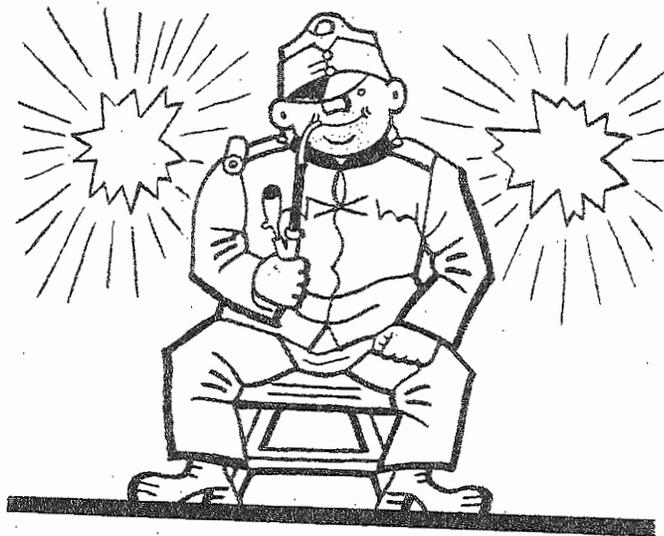
Einen Tag vor dieser Beratung, als schon der Entlassungsschein für ihn ausgestellt war, desertierte jedoch der brave Soldat Švejk aus der Kaserne.

Um weiter Seiner Exzellenz dem Kaiser dienen zu können, mußte er fliehen. Vierzehn Tage hörte man nichts von ihm.

Zur allgemeinen Überraschung erschien nach zwei Wochen in der Nacht der brave Soldat Švejk am Kasernentor, ein ehrliches Lächeln im runden, zufriedenen Gesicht: „Melde gehorsamst, ich komme mich einsperren lassen, weil ich desertiert bin, damit ich weiter Seiner Exzellenz dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge dienen kann.“

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Er bekam ein halbes Jahr Arrest, und da er weiterdienen wollte, versetzte man ihn ins Arsenal, wo er mit Schießbaumwolle Torpedos laden sollte.

(1911)



Der brave Soldat Švejk lernt mit Schießbaumwolle umgehen

Und so kam es, wie es ihm der hochwürdige Kurat gesagt hatte: „Švejk, du Halunke, wenn du durchaus dienen willst, so wirst du bei der Schießbaumwolle dienen. Vielleicht bekommst dir das gut.“ So lernte der brave Soldat Švejk im Arsenal mit Schießbaumwolle, umgehen. Er lud damit Torpedos. Dieser Dienst ist kein Zuckerlecken, weil man stets mit einem Bein in der Luft hängt und mit dem anderen im Grabe steht. Der brave Soldat Švejk fürchtete sich nicht. Er lebte unter Dynamit, Ekrasit und Schießbaumwolle zufrieden als ehrenhafter Soldat, und aus der Baracke, in der er Torpedos mit dem schrecklichen Sprengstoff lud, ertönte sein Gesang:

„Piemont, Piemont, was für ein Herr bis du,
das Tor von Mailand hinter dir fiel zu,
hopp, hopp, hopp.“

Vor Mailands Tor und die vier Brücken,
laß, Piemont, starke Posten rücken,
hopp, hopp, hopp.

Ein Regiment Ulanen stellt ich auf,
Ihr treibt es hinters Tor im Lauf,
hopp, hopp, hopp.“

Diesem schönen Lied, das aus dem braven Soldaten Švejk einen Löwen machte, folgten andere rührende Lieder — sie handelten von kopfgroßen Knödeln, die der brave Soldat Švejk mit unvergleichlicher Wonne schluckte.

Und so lebte er zufrieden mitten unter Schießbaumwolle mutterseelenallein in einer von den Arsenalbaracken.

Eines Tages erschien eine Inspektion, die von Baracke zu Baracke ging und untersuchte, ob alles in Ordnung sei.

Als sie dorthin kam, wo der brave Soldat Švejk mit Schießbaumwolle umgehen lernte, sah sie an den Tabakrauchwolken, die aus seiner Pfeife emporstiegen, daß er ein unerschrockener Soldat war.

Švejk stand auf, als er die hohen Militärs erblickte, nahm vorschriftsmäßig die Pfeife aus dem Mund und legte sie auf den erstbesten freien Platz, um sie recht nahe zu haben, es war ein offenes Stahlfaß mit Schießbaumwolle. Dabei salutierte er: „Melde gehorsamst, daß es nichts Neues gibt und daß alles in Ordnung ist.“

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, in denen die Geistesgegenwart eine entscheidende Rolle spielt.

Der Klügste der ganzen Gesellschaft war der Herr Oberst. Aus der Schießbaumwolle stiegen Ringe von Tabakrauch empor, und da befahl er: „Švejk, rauchen Sie weiter!“

Das war ein weises Wort, denn es ist bestimmt besser, wenn eine brennende Tabakspfeife im Mund steckt als in der Schießbaumwolle. Švejk salutierte und erwiderte: „Melde gehorsamst, daß ich rauchen werde.“ Er war ein gehorsamer Soldat.

„Und jetzt, Švejk, kommen Sie mit zur Wachstube!“

„Melde gehorsamst, daß ich das nicht tun kann, weil ich laut Vorschrift bis sechs Uhr bleiben muß, dann kommt die Ablösung. Bei der Schießbaumwolle muß stets jemand sein, damit kein Unglück geschieht.“

Die Inspektion verschwand. Sie galoppierte zur Wachstube, wo sie der Patrouille befahl, Švejk abzuholen.

Die Patrouille ging ungen, doch sie ging.

Vor der Baracke, wo der brave Soldat Švejk mit der brennenden Pfeife inmitten der Schießbaumwolle saß, rief der Korporal: „Švejk, du Halunke, schmeiß die Pfeife zum Fenster 'raus und komm her.“

„Fällt mir nicht ein! Der Oberst hat befohlen, daß ich weiter-
rauchen soll, und so muß ich rauchen bis zum letzten Atem-
zug.“

„Kriech 'raus, du Mistvieh!“

„Und ich kriech' nicht 'raus, melde gehorsamst. Es ist erst vier
Uhr, und ihr könnt mich erst um sechs ablösen. Bis sechs muß
ich bei der Schießbaumwolle bleiben, damit kein Unglück
geschieht. Ich bin nämlich sehr vorsicht...“

Er kam nicht mehr dazu, das „ig“ zu sagen. Vielleicht haben
Sie von dem großen Unglück im Arsenal schon gelesen. Eine
Baracke nach der anderen explodierte, und das ganze Arsenal
flog in dreiviertel Sekunden in die Luft.

Es begann in der Baracke, wo der brave Soldat Švejk mit der
Schießbaumwolle umgehen lernte, und wie ein Grabhügel
häufte sich über dieser Stelle Bretter, Latten und
Eisenkonstruktionen, die von allen Seiten herangeflogen
kamen, um dem tapferen Švejk, der die Schießbaumwolle nicht
fürchtete, die letzte Ehrenbezeugung zu leisten.

Drei Tage arbeiteten Pioniere in den Trümmern und sam-
melten Köpfe, Rumpfe, Arme und Beine, damit der liebe Gott
beim jüngsten Gericht die verschiedenen Chargen erkenne und
sie auch danach belohne.

Es war ein wirkliches Rätselraten. Drei Tage räumten sie
Bretter und Eisenkonstruktionen auch von Švejks Grabhügel
fort, und am dritten Tage hörten sie nachts, als sie durch das
Chaos drangen, eine angenehme Stimme:

„Vor Mailands Tor und die vier Brücken,
laß, Piemont, starke Posten rücken,
hopp, hopp, hopp.“

Beim Fackelschein gruben sie sich zu der Stimme durch:

„Ein Regiment Ulanen stellt ich auf,
Ihr treibt es hinters Tor im Lauf,
hopp, hopp, hopp.“

Sie erblickten eine Art Höhle, von der Eisenkonstruktion und
den aufgehäuften Brettern gebildet, und in der Ecke erspähten
sie den braven Soldaten Švejk, der die Pfeife weglegte, sa-
lutierte und sagte: „Melde gehorsamst, daß *es nichts Neues gibt*
und daß alles in Ordnung ist.“

Man holte ihn aus seiner unwirtlichen Bleibe heraus, und als
der brave Soldat Švejk vor dem Offizier stand, salutierte er
zum zweiten Male: „Melde gehorsamst, daß alles in Ordnung
ist, und ich bitte um Ablösung, weil sechs Uhr längst vorüber
ist, und ich bitte auch um Menagegeld für die Zeit, als ich
darunterlag.“

Der tapferere Soldat Švejk war der einzige vom ganzen Arsenal,
der die Katastrophe überlebt hatte.

Im Militärkreise wurde ihm zu Ehren abends in der Stadt im
Offizierskasino eine kleine Feier veranstaltet. Von Offizieren
umgeben, soff der brave Soldat Švejk wie ein Loch, und sein
gutmütiges rundes Gesicht strahlte vor Freude.

Am nächsten Tage erhielt er das Menagegeld für drei Tage,
als ob er im Krieg gewesen wäre, nach drei Wochen wurde er
bei seiner Kompanie zum Korporal befördert und erhielt die
große Kriegsmedaille.

Als er, mit der Medaille und den Korporalssternen dekoriert,
seine Kaserne in Trident betrat, begegnete er dem Offizier
Knobloch, dem ein Zittern durch die Glieder lief, als er das
gefürchtete gutmütige Gesicht des braven Soldaten Švejk vor
sich sah. „Schön hast du's gemacht, du Lump!“ sagte er zu
ihm.

Mit einem Lächeln entgegnete darauf Švejk: „Melde gehor-
samst, daß ich mit Schießbaumwolle schon umgehen gelernt
habe.“

Und guten Mutes betrat er den Kasernenhof, um seine
Kompanie aufzusuchen.

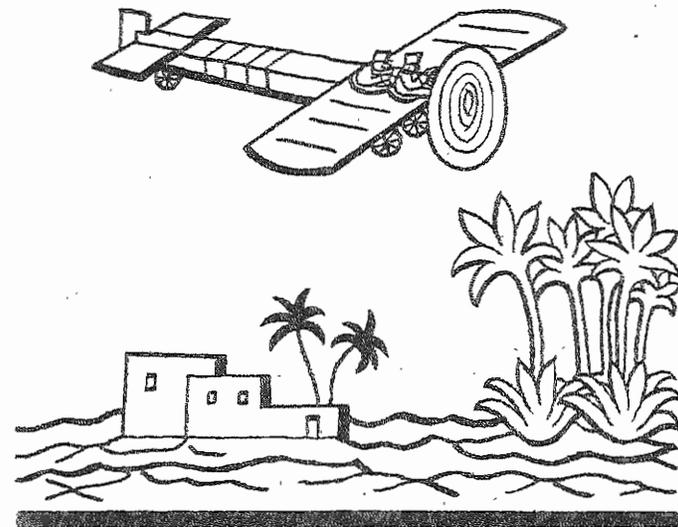
An diesem Tage verlas der diensthabende Offizier der Mann-
schaft den Bericht vom Heeresministerium über die Errich-
tung einer Aeroplanabteilung bei der Armee mit der Auf-
forderung, sich freiwillig dazu zu melden.

Da trat der brave Soldat Švejk vor die Front und meldete sich

beim Offizier: „Bitte gehorsamst, daß ich schon in der Luft war und daß ich das schon kenne und daß ich auch in der Luft Seiner Exzellenz dem Kaiser dienen will.“

Und so wanderte der brave Soldat Švejk nach einer Woche zur Luftfahrtsabteilung, wo er sich ebenso rechtschaffen verhielt wie im Arsenal, wie wir weiter sehen werden.

(1911)



Die Tätigkeit des braven Soldaten Švejk bei den Aeroplanen

Österreich besitzt drei lenkbare Luftschiffe, achtzehn Luftschiffe, die sich nicht lenken lassen, und fünf Aeroplane. Das ist Österreichs Luftstreitmacht. Den braven Soldaten Švejk kommandierte man zu der Aeroplanabteilung, damit er dort zur Ehr und Zier dieser neuen Heeresabteilung Dienst tue. Anfangs zog er auf dem Militärflugplatz die Aeroplane aus den Hangaren und putzte ihre Metallbestandteile mit Terpentin und Wiener Kalk. Er diente also bei den Aeroplanen von der Pike auf. Und so, wie er dem hochwürdigen Kuraten in Trident sorgfältig das Pferd geputzt hatte, so arbeitete er auch hier mit Freuden an den Aeroplanen, er bürstete die Tragflächen, als würde er Pferde striegeln, und im Range eines Korporals stehend, befehligte er die Wachmannschaften, die die Hangare bewachten, und belehrte sie: „Fliegen muß man, und deshalb schießt jeden nieder, der einen Aeroplan stehlen will.“

Nach ungefähr vierzehn Tagen wurde Švejk Mitfahrer. Eine sehr gefährliche Beförderung!

Wenn die Offiziere flogen, belastete er den Aeroplan mit seinem Gewicht. Der brave Soldat Švejk kannte jedoch keine Furcht. Lächelnd stieg er in die Luft, demütig und ehrfurchtsvoll beobachtete er den Offizier, der das Flugzeug lenkte, und er salutierte, wenn er auf der Erde unter sich höhere Chargen sah, die sich langsam auf dem Flugplatz bewegten.

Wenn sie irgendwo abstürzten und der Aeroplan in die Brüche ging, kroch unter den Trümmern als erster stets der brave Soldat Švejk hervor, und indem er den Offizieren auf die Beine half, meldete er: „Melde gehorsamst, daß wir abgestürzt sind und daß wir leben und gesund sind.“

Er war ein angenehmer Gesellschafter. Eines Tages flog er mit dem Offizier Herzig, und als sie achthundertsechszwanzig Meter hoch waren, setzte der Motor aus.

„Melde gehorsamst, daß das Benzin alle ist“, erklang hinter dem Offizier die ruhige Stimme Švejks, „ich vergaß, bitte gehorsamst, die Behälter nachzufüllen.“

Und einen Augenblick später: „Melde gehorsamst, daß wir soeben in die Donau fallen.“

Als nach einer Weile die Köpfe aus den bewegten grünlichen Wassern der Donau emportauchten, sagte der brave Soldat Švejk, während er hinter dem Offizier ans Ufer schwamm: „Melde gehorsamst, daß wir heute einen Höhenrekord aufgestellt haben.“

Es war kurz vor den großen feierlichen Flugvorführungen auf dem Flugplatz bei der Wiener Neustadt.

Man untersuchte die Aeroplane, probierte die Motoren aus und traf die letzten Vorbereitungen für den Start.

Leutnant Herzig wollte auf einem Wright-Doppeldecker mit Švejk in die Lüfte steigen. An dem Aeroplan war der Morrisonapparat montiert, mit dem man ohne Anrollen aufsteigen konnte.

Es waren auch Militärvertreter fremder Staaten anwesend. Der rumänische Major Gregorescu interessierte sich sehr für Herzigs Doppeldecker, er setzte sich hinein und untersuchte die Hebel und Steuer.

Der brave Soldat Švejk ließ auf den Befehl des Leutnants den Motor anlaufen, der Propeller drehte sich. Švejk saß neben dem neugierigen rumänischen Major und bastelte mit großem

Interesse an dem Drahtseil herum, das zum Höhensteuer führt; er betätigte sich dabei so emsig, daß er dem Major die Mütze vom Kopf stieß.

Leutnant Herzig wurde wütend: „Švejk, Sie Eßel, fliegen Sie zum Teufel!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant“, rief Švejk, griff nach dem Höhensteuer und dem Hebel des Morrisonapparates, und der Aeroplan hob sich vom Boden mit weit hörbaren regelmäßigen Explosionen des vorzüglichen Motors.

20, 100, 300, 450 m hoch ging es in Richtung Südwesten, zu den weißen Alpen, mit einer Geschwindigkeit von 150 Stundenkilometern.

Der arme rumänische Major kam erst über einem Gletscher wieder zu sich, den sie in einer solchen Höhe überflogen, daß der Major unter sich deutlich die Naturschönheiten erkennen konnte, die Schneefelder und die Schluchten, die streng und drohend emporgähnten.

„Was ist los?“ fragte er, vor Angst stotternd.

„Wir fliegen, wie befohlen, bitte gehorsamst“, antwortete höflich der brave Soldat Švejk. „Herr Leutnant befahl: ‚Fliegen Sie zum Teufel‘, also fliegen wir, bitte gehorsamst.“

„Und wo, wo landen wir?“ forschte zähneklappernd der neugierige rumänische Major Gregorescu.

„Bitte gehorsamst, daß ich nicht weiß, wo wir hinunterfallen. Ich fliege wie befohlen, und ich kann nur hinauffliegen, hinunter kann ich's nicht, das haben wir nie mit dem Herrn Leutnant gebraucht. Wenn wir in der Höhe waren, fielen wir von selbst hinunter.“

Der Höhenmesser zeigte auf 1860 m. Der Major hielt sich krampfhaft an den Stangen fest und schrie rumänisch: „Deu, deu!“, und der brave Soldat Švejk, geschickt mit dem Steuer hantierend, sang über den Alpen, die sie soeben überflogen:

„Den Ring, den du mir gegeben,
den trag' ich nicht mehr,
Mordije, warum denn nicht?
Wenn ich bei meinem Regiment bin,
lad ich ihn in mein Gewehr,
Mordije, warum denn nicht?“

Der Major betete laut rumänisch und fluchte fürchterlich, während die helle Stimme des braven Soldaten Švejk unbeirrt durch die kühle, klare Luft tönte:

„Das Tüchlein, das du mir gegeben,
das trage ich nicht mehr;
Mordije, warum denn nicht?
Wenn ich bei meinem Regiment bin,
putz' ich mit ihm das Gewehr,
Mordije, warum denn nicht?“

Unter ihnen blitzte es, und der Sturm tobte. Mit aufgerissenen Augen glotzte der Major vor sich hin, heiser fragte er: „Wann wird das enden?“

„Einmal sicher“, antwortete lächelnd der brave Soldat Švejk, „wir sind wenigstens immer mit dem Herrn Leutnant irgendwo hinuntergefallen.“

Sie waren auch jetzt irgendwo, und zwar über der Schweiz und flogen nach Süden. „Nur Geduld, bitte gehorsamst“, bemerkte der brave Soldat Švejk, „wenn das Benzin alle ist, müssen wir hinunterfallen.“

„Wo sind wir nur?“

„Über irgendeinem Wasser, bitte gehorsamst, recht viel Wasser gibt es hier. Wahrscheinlich fallen wir ins Meer.“

Der Major wurde ohnmächtig und verkeilte sich mit seinem dicken Bauch zwischen den Stangen, so daß er fest in der Metallkonstruktion steckte.

Hoch über dem Mittelländischen Meer sang der brave Soldat Švejk sein Lied: „Wer groß sein will, muß Knödel essen, ein, zwei, im Feld wird er nicht erschlagen, ein, zwei, weil er Kommißknödel aß, wie ein Kopf groß, ein, zwei.“

Und weiter sang der brave Soldat Švejk über diesen riesigen Meeresflächen in der Höhe von tausend Metern: „Es marschiert Grenewill durchs Prager Tor spazieren ...“

Die Meeresluft weckte den Major aus seiner Ohnmacht. Er starrte in die schauerliche Tiefe, rief beim Anblick des Meeres „Diu, diu!“, und die Sinne schwanden ihm erneut. Sie flogen durch die Nacht, immer weiter und weiter. Plötzlich rüttelte der brave Soldat Švejk den Major und verkündete gutmütig: „Melde gehorsamst, daß wir runterfliegen, aber irgendwie langsam.“

Im Gleitflug landete der Aeroplan, dem das Benzin ausgegangen war, in einem Palmenhain bei Tripolis in Afrika. Und der brave Soldat Švejk salutierte, indem er dem Major aus dem Flugzeug half: „Melde gehorsamst, daß alles in Ordnung ist.“

Es war ein Weltrekord, den der brave Soldat Švejk aufstellte, als er die Alpen, Südeuropa und das Mittelländische Meer überflog und in Afrika landete.

Als der Major sich inmitten von Palmen sah, gab er Švejk zwei Ohrfeigen. Dieser empfing sie lächelnd, denn er hatte nur seine Pflicht getan, als er den Befehl des Leutnants Herzig ausführte: „Fliegen Sie zum Teufel!“

Was dann weiter geschah, ist schwer zu erzählen, denn es wäre wahrscheinlich für das Heeresministerium sehr unangenehm. Es wird bestimmt leugnen, daß heutzutage bei Tripolis ein österreichisches Flugzeug gelandet sei, denn dadurch stünden wir vor einem großen internationalen Konflikt.

(1911)



Die Informationsreise

Kurz vor der Reise des Monarchen durch die okkupierten Länder¹ sandte die Abteilung der politischen Polizei bei der bosnischen Landesregierung den Beamten Vojovič aus, um die Gesinnung des oppositionellen Bürgermeisters von Šibak auf der Strecke Brod—Mostar zu ergründen.

Vojovič kleidete sich in Bauerntracht, und nachdem er erfahren hatte, wo der Bürgermeister Božetič seinen Wein zu trinken pflegte, begab er sich dorthin. Er setzte sich Božetič gegenüber, und als er einen halben Liter Wein getrunken hatte, begann er ein Gespräch, indem er den Bürgermeister um etwas Tabak bat.

„Man erzählt, das Kaiser Franz Joseph nach der Herzegowina kommen will“ bemerkte er gedehnt.

„Jawohl“, antwortete Bürgermeister Božetič, „so etwas sagte auch der Bey Ismailič, als wir miteinander bei Govariva, dem Türken, Kaffee tranken.“

„Gott gebe ihm Gesundheit“, erwiderte Vojovič. „Gott er-

38

halte ihn“, stimmte ihm Božetič zu. „Er soll schon sehr grau sein, unser Zar.“

„Nun, er ist grau geworden. Wir standen knapp vor einem Krieg“, sprach Vojovič, „du weißt ja, wir haben Brüder in Serbien...“

„Ah, da irrst du dich, ich habe keine Brüder in Serbien, in Serbien hat Jovanovič Brüder, der Sattler von Šibak. Einer ist in Kragujevac Sattler und der andere in Belgrad Zuckerbäcker.“

Vojovič biß sich auf die Lippen: „Nein, ich meinte nicht leibliche Brüder, sondern Brüder derselben Muttersprache...“

Božetič winkte ab: „Ich wiederhole dir, ich habe im ganzen serbischen Königreich keine Brüder. Ich habe dort nur einen Vetter von meiner Stieftante, Sava Miletič. Der Bursche schielt auf einem Auge und dient in Belgrad im Hotel bei einem Schwaben.“

Vojovič schwieg eine Weile. „Man sagt doch, daß wir bei uns in der Herzegowina und in Bosnien eines Herzens und einer Seele seien, einer Sprache mit den Serben.“

„Wie denn, einer Sprache“, antwortete Božetič. „Die Serben sagen nicht co, ca sondern sta oder sto, und dann haben sie dz anstatt d. Du bist ein Dummkopf, unsere Brüder sind die Schwaben. Sie haben uns die Eisenbahn gebaut und die Ziegen eingeführt.“

Vojovič ließ die Hoffnung nicht fahren. „Aber Steuern haben sie auch eingeführt.“

„Was für Steuern, Dummkopf. Die zahle ich gern, Hauptsache, ich lebe unter einer ordentlichen Regierung“, entgegnete Božetič. „Wenn auch für mich nichts übrigbleibt; ich schaue auf meine Hände und denke mir: ‚Gott gibt mir noch Kraft genug, die Steuern aufzubringen.‘ Und sollte ich vor Hunger sterben, so sterbe ich gern. Hauptsache, ich habe die Steuern bezahlt. Wer die Steuern nicht bezahlt, ist ein Gauner.“

Vojovič seufzte. „Man sagt, die Regierung unterdrückt uns.“

„Davon weiß ich nichts, und es kann auch nicht wahr sein. Die Schwaben sind unsere Brüder, und die unterdrücken uns nicht. Sie haben uns auch schwäbische Schulen gebaut, damit wir auf schwäbisch für sie beten können, und wenn du so schön in einer Schule sitzt, soll das Unterdrückung sein? Wer hat dir.

du Dummkopf, erzählt, daß die Regierung das Volk unterdrückt?“

Vojović räusperte sich verlegen. „Sie zwingen deine Söhne in die Armee“, erwiderte er in der schwachen Hoffnung, Božetič doch zum Reden zu bringen.

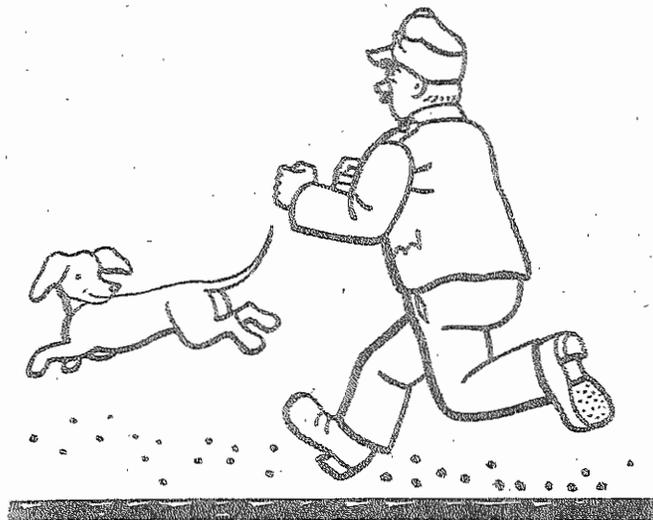
„Du bist doch ein Schafskopf“, entgegnete der Bürgermeister Božetič, „wie können sie meine Söhne in die Armee zwingen, wenn ich nur eine Tochter habe, die in Mostar verheiratet ist, und die hat auch keine Söhne, du Trottel!“

Am nächsten Tag kehrte der Beamte Vojović betrübt nach Sarajevo zurück und meldete das Ergebnis seiner Reise: „Er hat keine Brüder in Serbien, der Bürgermeister Božetič, nur Jovanović, der Sattler aus Šibak hat in Serbien Brüder. Einer ist Sattler in Kragujevac und der andere in Belgrad ... und er erzählte stets nur, wie froh er sei, daß er unter einer ordentlichen Regierung leben dürfe.“

„Da hat er Sie aber zum Narren gehalten“, meinte der Regierungsoberkommissar.

Und der Regierungsbeamte Vojović wurde in Ungnade vom Informationsdienst entlassen.

(1910)



Der Soldat Svoboda und der Dachshund Čor

Svoboda, der Bursche des Hauptmanns Vielwirth, erhielt den Befehl, den Dachshund Čor an die Luft zu führen — „damit er nicht auf den Teppich macht“ —, mit ihm spazierenzugehen, damit Čor seine Hundegenüsse auskosten könne und ihn dann in Gottes Namen wieder nach Hause zu bringen.

Svoboda war ein ehrlicher Soldat. Er führte den Hund vors Haus, dieser rechtfertigte die Hoffnung, die der Herr Hauptmann in seine Intelligenz setzte, und lief dann dem ersten besten Hunde nach.

Svoboda, der sich als richtiger Soldat genauestens an alle Befehle seiner Vorgesetzten hielt, ließ der Leidenschaft Čors freien Lauf. Der Hund führte zur Entrüstung einer Trafikantin deren Liebling auf Abwege, obwohl er geistig vollkommen zurechnungsfähig war, und lief dann einem anderen zottigen Köter nach, der ihm verführerisch von einer Laterne her zugeblinzelt hatte.

Sich seines Soldateneides in bezug auf die Disziplin bewußt, gestattete Svoboda dem Hund, die Orgien fortzusetzen. Der war jedoch des Genusses überdrüssig und schickte sich an, wegzulaufen. Svoboda setzte ihm nach — wie sich das für ihn als anständigen Soldaten gehörte. Čor trabte, mit einem Auge nach Svoboda schielend, voran und wedelte dabei maliziös mit dem Schwanz.

Svoboda sah in diesem finsternen Augenblick alles das vor sich, wessen sich jeder richtige Soldat in einer schweren Lage bewußt wird: die Pflicht, den Eid, die Wichtigkeit des Soldatenberufes — und er rannte Čor nach.

Čor ließ ihn herankommen, dann aber stürzte er mit freudigem Gebell davon und vergrößerte den Abstand zwischen sich und Svoboda immer mehr.

Der erlebte peinvolle Sekunden. Čor wedelte schadenfroh mit dem Schwanz, und Svoboda erinnerte sich des Augenblicks, wo der Militärarzt sein „Tauglich“ rief.

Das verlieh seinen Beinen steigende Geschwindigkeit, so daß er sich dem tückischen Dackel, der ihn stets mit einem Auge herausfordernd beobachtete, näherte. Diese Hetzjagd dauerte eine halbe Stunde. Als er den Köter endlich eingeholt hatte, lief Čor wieder davon.

Svoboda verfolgte ihn eine weitere Stunde und wiederholte sich dabei stets: „Pflicht, Eid, Staatsinteresse.“

Endlich fing er ihn ein, band ihn an einen Riemen, und mit dem Bewußtsein, einen Befehl ordnungsgemäß ausgeführt zu haben, zog er ihn heimwärts.

Zu Hause jedoch brüllte der Herr Hauptmann den Soldaten Svoboda an, weil er drei Stunden herumgestrolcht sei.

„Melde gehorsamst...“

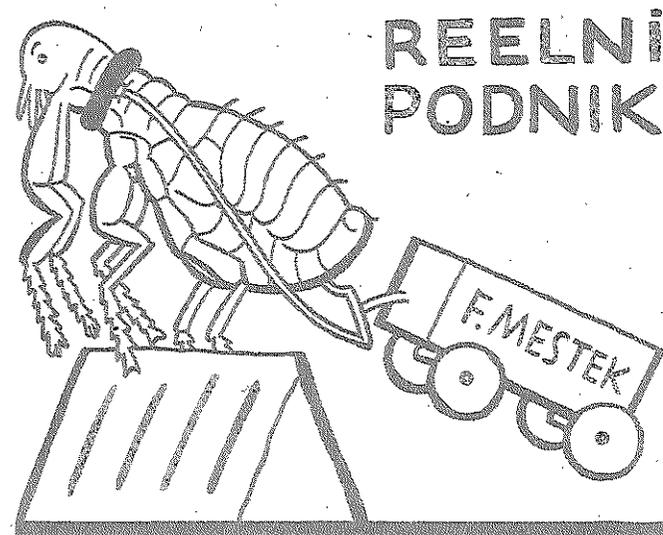
„Halt's Maul, ich sperr' dich ein!“

Svoboda salutierte und zog sich in die Küche zurück.

Der Herr Hauptmann warf Čor eine Karbonade zu, während er sanft seinen Kopf streichelte: „Wir sperren ihn ein, mein Freund!“

Und Čor wedelte freudig mit dem Schwanze.

(1911)



Das reelle Unternehmen

Einst saß ich mit dem seligen Mestek auf einer Bank im Park auf dem Karlsplatz.

Mestek, Inhaber eines Flohzirkus, war sehr niedergeschlagener Stimmung, denn er hatte die Erkenntnis gewonnen, daß sich Flöhe nicht mehr zu Dressurzwecken eigneten. Unlängst ereilte nämlich seinen Flohzirkus eine Katastrophe. Irgendein betrunkenen Herr, getrieben von der fixen Idee, daß alles Schwindel sei, drang in die Bude ein, und ohne sich von der Richtigkeit seiner Vermutung zu überzeugen, schlug er mit seinem Stock auf die Schachtel mit dem Zirkus ein. Die dressierten Flöhe gewannen so ihre Freiheit, sie waren von der Fron an den mikroskopisch kleinen Papicrwägelchen erlöst. Auch der Guckkasten mit dem Vergrößerungsglas wurde vernichtet. Auf dem Boden der Schachtel blieb der breitgeschlagene Leichnam eines Flohmännchens zurück, eines erstklassigen Artisten, der die Seele des Zirkus gewesen war. Mestek nannte ihn liebevoll „Franzerl“. Die Leiche des Künst-

lers wurde unter dem Vergrößerungsglas identifiziert, man konnte ihn nur daran erkennen, daß ihm ein Bein fehlte. Es gehört zu den Geheimnissen solcher Zirkusse, daß man den Künstlern ein Bein ausreißt, damit sie nicht zu ungebärdig springen und den feierlichen Umzug im Flohzirkus stören. Bei dem Toten hatte nur ein Floh mit gebrochenen Beinen und umgekipptem Wägelchen ausgeharrt. „Ich dachte“, seufzte Mestek, „daß ich sie auskurieren könnte, aber es führte zu nichts. Unsere Pepi siechte dahin. So habe ich sie schließlich zerdrückt.“

Mestek sprach eine Weile von der Liebe Pepis und Franzerls und wie die kleine Flohdame immer das Flohmännchen, wenn es tanzte, angehimmelt habe.

„Niemals mehr in meinem Leben“, sagte Mestek, „werde ich je einem solch intelligenten Wesen begegnen. Die heutige Flohgeneration ist degeneriert. Die Flöhe sind verblödet. Sind begriffsrutzig geworden. Vielleicht ist bei uns eine neue Flohrasse aufgetaucht. Ich habe unlängst von dem Wärter im Altstädter Asyl ein volles Fläschchen Flöhe gekauft, aber keiner taugte etwas. Ich hatte Flöhe von der Polizeidirektion, aus einigen Waisenhäusern, Flöhe aus dem Pensionat ‚Glückliches Heim‘, aus dem Pensionat ‚Eliška Krásnohorská‘, Flöhe aus Besserungsanstalten, aus einigen Kasernen, Flöhe aus Leihhäusern, Flöhe aus einigen Hotels, aus dem Karolinum und Klementinum², Flöhe aus der höheren Mädchenschule, und aus dem Produktionsverein, aus dem Emauser Kloster und sonstwoher, und alle diese Flöhe waren völlig unfähig. Zwei oder drei habe ich freilich gefunden, die man als begabt hätte bezeichnen können, sie waren jedoch ohne jeden Ehrgeiz. Die Karriere lockte sie nicht. Sie rissen aus, ohne zu bedenken, welch glänzender und großer Ruhm ihrer wartete. Die neue, jüngere Flohgeneration wird sich nie eines Franzerls oder einer Pepi rühmen können. Deren Wert läßt sich mit unseren armen Worten gar nicht ausdrücken — nur stumm ehren und bewundern können wir sie...“

Wir versanken wieder in melancholisches Sinnen, in Gedanken erlebten wir noch einmal den Triumphzug des Flohzirkus durch Böhmen, Mähren und — auf einer kurzen Tournee — durch Ungarn, wo uns die ungarischen Gendarmen bis zurück zur Grenze eskortierten, da sie in unserem Flohzirkus eine getarnte panslawistische Propaganda sahen.

In manchen Orten Mährens legte uns der Klerus Knüppel in den Weg.

So erklärte mir der Pfarrer von Hellstein, als ich ihn zur Vorstellung unseres Zirkus einladen kam: „Ich könnte meinen Gläubigen Ihr Unternehmen nicht empfehlen, da es Ihnen nicht den Segen Gottes bringen kann. Denn Flöhe zu dresieren widerspricht der menschlichen Natur. Wie uns der Abt Anselmus berichtet, haben die Flöhe in den mittelalterlichen Klöstern die Mönche, indem sie sie in der Nacht stachen und sie nicht einschlafen ließen, dazu veranlaßt, Tag und Nacht Gott zu loben.“

„Sie halten also Flöhe für heilige Tiere?“ fragte ich. „Dann kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß wir in unserem Zirkus Nachkommen jener Flöhe haben, die einst das Jesuskind im Stall von Bethlehem bissen.“

Eine Rauferei mit Boxkampf entspann sich damals, aber schließlich mußten wir doch mit dem Flohzirkus ins Gebirge ziehen, da der Pfarrer die ganze Gegend bis in die Walachei gegen uns aufgehetzt hatte.

Mestek unterbrach die Weihestunde stiller Erinnerungen: „Wenn der Mensch geduldig und unternehmungslustig ist, muß er über die menschliche Dummheit siegen. Man braucht nur alles geschickt anzupacken. Es ist nicht entscheidend, ob man eine Ente malt, sondern es kommt darauf an, die Menschen, die sie sich anschauen gehen, zu überzeugen, daß es keine Ente, sondern ein Jaguar ist. Hat das eine Unternehmen keinen Erfolg, muß unbedingt das zweite oder dritte einen haben.“

„Die Menschen sind Ochsen“, entwickelte er seine Philosophie weiter. „Je größer der Blödsinn ist, um den es sich handelt, desto mehr Menschen greifen in die Tasche, um ihn sehen zu können. Die Leute brauchen neue Überraschungen. Was halten Sie davon?“

„Ich meine“, entgegnete ich, „daß es sehr wenig selbständig denkende Menschen gibt. Wer seine bestimmte, eigene Ansicht hat, der kommt gewöhnlich nicht zu uns. Unsere Veranstaltungen füllte stets das Publikum, das überzeugt war, daß es alles, was wir als schenswert anboten, auch wirklich zu sehen bekommen würde. Entsinnen Sie sich unserer Fledermaus, die wir auf dem Bohdalec bei Prag gefangen haben und die wir als eine fliegende Eidechse aus Australien anpriesen! Und jeder

gab uns den verlangten Sechser, um sie auch bewundern zu können. Oder wissen Sie noch, wie die Leute sich vor unsere Bude um die Karten rissen, damit sie das Junge der Königschlange sehen konnten, die den englischen Vizekönig von Indien erwürgt hatte? Dabei war es nur eine ganz junge Ringelnatter. Und erinnern Sie sich, wie viele Menschen da waren, als Pepček Vaněk aus Košice den Orang-Utan von der Insel Borneo spielte?“

„War das ein Strolch!“ erwiderte Mestek. „Wie sollte ich mich nicht erinnern. Damals, vor der letzten Vorstellung, verlangte er von uns zwanzig Kronen, weil er für fünfzehn Kronen und Kost keinen Orang-Utan mehr spielen wollte. Und dabei hatte der Kerl ein schönes Stück Geld an Obst und Süßigkeiten verdient, die ihm die Leute in den Käfig warfen. Er versteckte das Zeug immer in der Ecke, und wenn wir dann abends die Bude schlossen, verkaufte er es der Höckerin von gegenüber. Darum wollte ich ihm nicht mehr zahlen. Das brachte ihn auf die Palme, und mitten in der Vorstellung begann er als Orang-Utan zu singen: ‚Auf der Radlitzer Straße ...‘ Gab das eine Panik! Damals wies man uns aus Tabor aus. Besser klappte es mit der Mumie des englischen Königs Richard des Dritten, und doch war es nur eine zusammengerollte Hammelhaut. Erst nach einem halben Jahr kamen sie uns dahinter. Sie haben vor der Hammelhaut großartig gesprochen: ‚Hier sehen Sie den Repräsentanten der größten und schrecklichsten Mißgeburten, die je auf Königsthronen saßen. Dieser königliche Schurke, den die körperliche Entartung zu einem Ungetüm und einem Ungeheuer machte, das im Blute unzähliger Verbrechen watete und selbst Shakespeare durch seine hinterlistige Blutrünstigkeit überraschte, dieses königliche Ungeheuer ist ausgetrocknet, und wir erlauben uns, es dem werten Publikum in Form einer Mumie — einer Konserve — darzubieten ...‘“

„Dann hat uns ein Bezirksamtmann Richard den Dritten konfisziert“, bemerkte ich dazu.

„Daraus sieht man aber“, philosophierte Mestek, „daß in der Welt alles möglich ist. Ich möchte wetten, daß mehr als die Hälfte aller Bewohner des Erdballs von dem verschiedenartigsten Schwindel lebt. Es kommt jetzt nur darauf an, etwas Neues auszudenken, was wir dem Publikum zeigen können. Man muß ihm eine kleine Überraschung bereiten. Es soll seinen Narren so daran fressen, daß jeder einzelne für uns Reklame

macht. Wir werden ihm etwas zeigen.“

„Warten Sie mit dem ‚etwas zeigen‘“, unterbrach ich ihn und zeichnete mit meinem Spazierstock im Sand. „Wozu dieses ‚Etwas‘. Gehen wir einen Schritt weiter. Verstehen Sie mich? Dem Publikum nichts zeigen!“

„Wenigstens einen Kieselstein“, flehte Mestek, „ich habe immer etwas gezeigt.“

„Nicht einmal einen Kieselstein“, entschied ich, „das ist Blödsinn, alte Schule. Ich sage Ihnen, daß wir dem Publikum überhaupt nichts zeigen werden. Und gerade das ist die Überraschung. Sie sagen: ‚Wenigstens einen Kieselstein‘, so wie man es früher gemacht hat. Man sagte: ‚Dieser Stein ist vom Mars.‘ Das Publikum ging mit dem Eindruck nach Hause, etwas gesehen zu haben, und war nicht überrascht. Wenn es aber rein gar nichts sieht, dann wird es vollkommen überrascht sein. Schauen Sie her!“

Ich zeichnete mit dem Spazierstock im Sand. „Unsere Bude wird rund, geräumig, ohne Fenster, ohne Öffnung im Dach. Es muß dort vollkommen finster sein. Zwei Eingänge sind mit einem Vorhang verdeckt. Einer, durch den das Publikum kommt, vorn, der andere dient als Ausgang. Er ist hinten. Riesengroße Beschriftung: ‚Die größte Überraschung der Welt! Eine Überraschung, die unvergeßlich bleibt. Eintritt nur für erwachsene Männer. Frauen und Kinder haben keinen Zutritt. Soldaten zahlen die Hälfte!‘ Das Publikum wird einzeln in kurzen Abständen eingelassen. Ich stehe draußen als Ausschreier und Kassierer. Sie sind in der finsternen Bude, und sobald jemand erscheint, packen Sie ihn an der Hose und am Kragen und schmeißen ihn wortlos durch den hinteren Ausgang wieder hinaus. Ein kleines, mäßiges Eintrittsgeld — und Sie werden sehen, daß es niemand bereuen wird. Ich garantiere Ihnen, daß die Leute einander alles Schlechte wünschen und daß sie noch Reklame machen und die anderen auffordern werden, es sich auch anzusehen. Eine riesige Überraschung, eine fabelhafte Sache. Unser Unternehmen wird auf psychologischer Grundlage aufgebaut.“

Mestek schwankte eine Weile, nicht weil er etwa im Prinzip gegen das neue Vergnügungsunternehmen gewesen wäre, sondern nur deshalb, weil er es vervollkommen wollte.

„Wäre es nicht gut“, gab er nach kurzem Erwägen zu bedenken, „jedem dabei noch mit einem Rohrstock eins über den

Rücken zu ziehen? Da wäre die Überraschung noch größer.“ Ich war ganz entschieden dagegen. „Dadurch würden wir uns nur aufhalten. Die ganze Prozedur muß möglichst rasch vor sich gehen. Einer kommt in die Finsternis, und schon ist er wieder draußen. Er hat kaum Zeit, sich zu besinnen. Darin besteht gerade die wirklich echte Überraschung. Das Unternehmen ist vollkommen reell! Wir versprechen niemandem etwas, was wir nicht bieten können. Wir versprechen eine Überraschung, und wir halten Wort. Niemand darf uns vorwerfen, wir seien Betrüger.“

Unser reelles Unternehmen erfreute sich einer riesengroßen Aufmerksamkeit. Wir schlugen unser Zelt zuerst in Benešov auf, wo alle Bedingungen erfüllt waren: Militär und neugieriges Publikum. Ich ließ Plakate drucken, die der Beschriftung unserer Bude entsprachen:

*! Pikant !
! Nur für erwachsene Männer !
! Riesige Überraschung !*

! Sie werden unser Unternehmen nie vergessen !
! Kein Humbug! Für Kulanz wird garantiert !

Das volkstümliche Eintrittsgeld von zwanzig Hellern, die Plakate, das Rätsel der geheimnisvollen pikanten Überraschung für erwachsene Männer lockten eine riesengroße Masse von Männern — Zivilisten und Soldaten — vor unsere Bude. In der Menge sah man sechzehnjährige Jüngelchen, die bereit waren, auf meine Frage zu antworten, daß sie Vierziger oder Fünfziger seien, nur damit sie auch hineinkämen.

Wir begannen um sechs Uhr. Der erste war ein dicker Herr, der schon seit fünf Uhr wartete, um nun blitzschnell durch unsere Bude zu fliegen und auf der anderen Seite wieder an der frischen Luft zu landen.

Ich hörte, wie er zum Publikum sagte: „Das ist fabelhaft, das müssen Sie sich auch ansehen.“

Ich täuschte mich nicht in der Psychologie der Masse. Die Hinausgeschmissenen machten riesige Reklame. Innerhalb von anderthalb Stunden gingen einige hundert erwachsene Männer durch Mesteks muskulöse Arme. Manche ließen sich sogar

zweimal und dreimal hinausschmeißen, sie kehrten in die Bude zurück und fielen Mestek erneut in die kräftigen Hände. Auf allen Gesichtern leuchtete Freude und Zufriedenheit. Ich beobachtete, daß viele ihre Bekannten mitbrachten, ihnen aus vollem Herzen die „riesige Überraschung“ gönnend. Wohin der Teufel nicht selbst kommen kann, dahin schickt er den Bezirksamtmann. Der kam nach halb acht. „Haben Sie eine Konzession?“ fragte er mich am Eingang. „Bitte treten Sie ein“, erwiderte ich. In der Dunkelheit der Bude entbrannte zwischen Mestek und dem Bezirksamtmann ein kurzer Kampf. Der Bezirksamtmann, sich seiner Amtswürde bewußt, wehrte sich verzweifelt gegen die riesige Überraschung, aber schließlich flog auch er durch den hinteren Ausgang in die jubelnde Menge.

Da rückte die Gendarmerie an, versiegelte unsere Bude und schleppte uns vor Gericht wegen Beleidigung einer Amtsperson und Widerstandes gegen die Staatsgewalt. „Mein Leben lang werde ich kein reelles Unternehmen mehr gründen“, beteuerte mir Mestek, als wir es uns auf der Pritsche bequem machten. „Ich werde von heute an nur noch vom Schwindel leben.“

(1921)



Der Wettlauf

Als ich vor dem Krieg durch Ungarn stromerte, kam ich auch nach Groß-Kanicza, wo es eine Brauerei mit einem tschechischen Bierbrauer gab, hundertzwanzig Meter alter Festungsmauern und das Grab irgendeines türkischen Wesirs aus der Zeit, wo Groß-Kanicza die Residenz des türkischen Paschas war, umgeben vom Meer der ungläubigen Söldner des Prinzen Eugen. Der kleine Abbé, wie man jenen Schlächter nannte, ballerte aus den Mörsern so tapfer auf die Stadt ein, daß eine Kugel dem Wesir auf dem Marktplatz den Kopf abriß. Der Turban, den dieser Kopf getragen hat, befindet sich im Museum von Groß-Kanicza, aber er ist mir sehr verdächtig. Ich fürchte, daß man mit ihm ähnlichen Betrug treibt wie bei uns mit der Zunge von Jan Nepomuk³. Er sieht sehr frisch aus. Im Stadtmuseum sind auch die Knochen des Kamels ausgestellt, auf dem der Wesir saß, als ihm jener Unfall passierte. Hier ist der Betrug schon sonnenklar. Nur ein verkümmertes Schaf kann so dünne und kleine Knochen haben.

Sonst gibt es dort nichts Denkwürdiges. Auf den Straßen liegt Staub, am Stadtrand, wo sich die Gärten ausdehnen, schwirren angriffslustige Mückenschwärme. Eine Woche, bevor ich dorthin kam, hatte man ungefähr die zehnte Unterschlagung im Stadtrat und im Rathaus entdeckt, und es endete die Gerichtssaison, die ungefähr acht Raubmorde örtlichen Charakters und zweiunddreißig große Betrügereien aufwies. Man sieht, daß die Kulturwelle bis hierher vorgedrungen war. Auch im Stadtpark gab es Mücken, und die Honved-Offiziere im Parkrestaurant ließen sich pausenlos von den Zigeunern ins Ohr spielen: „Uram, uram, biro, uram ...“ (Herr, Herr, Herr Richter ...). Ein blödes Lied, und ekelhaft.

In einer solchen Stadt hält man sich nicht lange auf. Es gelang mir, ein Hotel zu finden, wo die Wanzen von Groß-Kanicza und Umgebung ihren Kongreß abhielten. Das Zimmer, das ich bekam, zeichnete sich durch keinerlei Eleganz aus. Es war sogar ein Waschtrog darin, eine Abfallkiste und anstatt des Waschbeckens eine Kanne.

Das brachte mich so auf, daß ich am nächsten Tage wieder in den Stadtpark ging, um dort ein Fräulein aus einer ehrlichen Beamtenfamilie kennenzulernen. Ich stellte mich als Millionär vor, der aus Langweile zu Fuß durch Europa reise. Meinen Namen habe sie bestimmt schon irgendwo gehört: *Gordon Benett!*

Sie freute sich sehr, daß ich ein wenig ungarisch sprach. Ich ließ mich zum Abendessen in die Familie einladen und schickte irgendein Frauenzimmer aus ihrem Hause ins Hotel, meinen Touristenrucksack mit schmutziger Wäsche zu holen.

Der Vater des Fräuleins war ein gutmütiger, aufrichtiger Herr und die Frau Mutter ein vertrauensseliges Wesen. Sie hatten in Vasz, wo es Weinberge gibt, einen Onkel, Besitzer von Weinkellern, und deshalb verfügten sie zu Hause über genug guten Wein.

Bevor ich mich betrank, versprach ich, Etelka bestimmt zur Frau zu nehmen, sobald ich zu Fuß den Erdball umwandert hätte.

Später, als ich schon in Stimmung war, schwur ich vor den Bildern ihres Großvaters und ihrer Großmutter, die im Speisezimmer hingen, daß keiner von den ungarischen Königen eine so schöne Villa besessen habe, wie ich sie für meine Etelka am Plattensee bauen würde.

Dann mußte ihr Vater mir versprechen, sich morgen in seinem Amt beurlauben zu lassen und mich zu Fuß durch Ungarn nach der Türkei zu begleiten, damit ich nicht etwa verlorenginge.

Man bewirtete mich großartig und trug mich zu Bett.

Erst kurz vor Mittag erwachte ich und bemerkte in den Nebenzimmern eine außerordentliche Geschäftigkeit. Man wühlte dort herum; ich hörte das Öffnen und Schließen von Schubladen.

Ich räkelte mich noch im Bett, als nach kurzem Anklopfen der Vater von Fräulein Etelka eintrat: „Herr Gordon Benett“, teilte er mir mit, „alles ist schon vorbereitet, fertig und in Ordnung. Der Krankenkassenarzt hat mich lange untersucht, aber schließlich verschrieb er mir doch einen zwei-monatigen Urlaub für eine Reise nach dem Süden. Die Papiere habe ich schon beisammen. Die Weiber haben mir die Wäsche bereitgelegt, die touristische Ausrüstung auch, sie backen uns Hühner für die Reise, und morgen früh machen wir uns auf den Weg durch Ungarn nach der Türkei. Wohin, denken Sie, soll es von der Türkei aus weitergehen?“

Ich kam nach einer Weile zu mir.

„Wir lassen uns über den Bosphorus nach Kleinasien übersetzen“, antwortete ich, „wir durchwandern es ganz und gehen über Mesopotamien nach Persien. Wir klettern über das Himalaja-Gebirge und sind in Indien. Und dann über China, Korea, Kamtschatka, durch die Behringstraße nach Nordamerika, von da nach Südamerika und Patagonien. Von Patagonien schiffen wir uns nach Australien ein. Quer durch Australien und dann zu Schiff nach Südafrika. Wir besteigen das Kap der Guten Hoffnung und gehen dann nordwärts, immer nordwärts durch ganz Afrika nach Marokko. Von Marokko nach Gibraltar und immer nordwärts über Spanien nach Frankreich. Dann drehen wir nach Westen ab über die Schweiz, Tirol, Steiermark und sind wieder in Groß-Kanizsa. Und wenn es Ihnen gefällt, können wir zwei, drei Tage ausruhen und dann nach Island wandern, nach Grönland, zum Nordpol und über Sibirien nach Hause. Möchten Sie Madagaskar besuchen?“

Er kratzte sich hinterm Ohr und fragte unsicher: „Ist das wirklich der größte See in Australien?“

Ich nickte mit dem Kopf: „Der größte und der tiefste, aber er trocknet regelmäßig alle fünftausend Jahre aus.“ Mit Etelka verbrachte ich an diesem Tag im Garten einige ungetrübte Stunden. Zwischen den Küssen überlegte ich, wie ich von hier verschwinden könnte.

„Im äußersten Fall laufe ich Herrn Cendes hinter der Stadt davon, wenn wir morgen früh losgehen. Ich werfe den Rucksack weg, und mit einem tüchtigen Spurt renne ich auf der Straße in Richtung Balaton weg.“

In Etelkas Kopf herrschte ein wirres Durcheinander an geographischen Begriffen. Bei Herrn Cendes bin ich überzeugt, daß er wenigstens weiß, was Afrika ist. Wenn es vielleicht seinem Gedächtnis entschwand, daß es sich um einen Erdteil handelt, hält er Afrika zumindest für ein Staatsgebilde.

Als ich aber vor dem zarten Kind meine Reisepläne entwickelte, überzeugte ich mich, daß Australien, Indien, Korea und auch Kamtschatka den Blütenstaub ihrer Unschuld nicht berührt hatten. Sie war sogar hinter dem alten Herodot im Rückstand, der doch wohl ahnte, daß es außer Griechenland auch noch andere Länder gab.

Die Zeit zwischen dem Mittagessen und dem Abendbrot verfloß rasch unter lauter Versprechungen. Ich versprach ihr den präparierten Rüssel eines indischen Elefanten, die Felle aller Raubtiere, Andrés Weltatlas, die Schädel der Bewohner von Polynesien, Indianerskalps, Diamanten aus dem Kapland und Rubine vom Berge Kilimandscharo, Goldketten von Peru und Chile, das Dach des Dalai Lama von Tibet, das Glasauge des japanischen Mikado, ein Pärchen lebendiger Chinesen und Eskimos, eine ganze Mohrenfamilie vom Sambesi und so weiter.

Das arme Kind war glücklich und stellte mir die verschiedensten Fragen. Die wunderbarste darunter war, ob auf Neuseeland die Wasserleitung in Ordnung sei (in Groß-Kanizsa hatte es nämlich vor einer Woche mit der Rohrleitung Schwierigkeiten gegeben). Mit kindlicher Anmut schlug sie vor: „Wir wollen wetten, daß ich errate, wo Kapland mündet.“ Die Einzelheiten sind meinem Gedächtnis schon entschwunden, aber ich kann schwören, wäre der kaltblütigste Geographieprofessor an meiner Stelle gewesen, er hätte sie erwürgt.

Das Abendbrot verlief feierlich. Mit diesem Mahl nahm Herr

Cendes Abschied von seiner Familie. Ich kann Ihnen versichern, daß ich nicht viel über meinen Reichtum sprach. Ich deutete bloß an. „Wenn ich noch hundertmal mehr hätte, als ich besitze, könnte ich mir doch nicht das echte Glück oder eine Tasse Schokolade mehr kaufen.“

Bewunderung erregten meine zerrissenen Schuhe: „Das Nilpferd“, sagte ich, „aus dessen Haut meine Schuhe sind, erlegte ich am Nil, und sie sind der beste Beweis dafür, daß auch die Nilpferdhaut kaputtgehen kann. Die Behauptungen der Gelehrten über die Dauerhaftigkeit der Nilpferdhaut sind einfach lächerlich!“

„Es ist interessant“, fuhr ich fort, auf die Flicker an den Ellbogen meines Rockes zeigend, „daß die aristokratischen Damen aus den größten Touristenklubs Englands keine Röcke reparieren können, obwohl ich auch zehnmal zu Fuß um ganz England herumgewandert bin.“

„Würden sie mich doch wenigstens hinausschmeißen“, dachte ich mir, indem ich mit Bangigkeit beobachtete, wie die ganze Familie an meinen Lippen hing und alles für bare Münze nahm, oder wenn sie wenigstens die Polizei auf mich hetzen würden.“

Aber sie stellten mir die verschiedensten Fragen: „Sind Ihre Eltern noch am Leben?“

„Der Vater“, antwortete ich, „las Vernes Roman ‚Die Reise nach dem Mond‘ und wollte das verwirklichen. Er ließ sich einen Mörser anfertigen und sich in einem Geschoß zum Mond schießen. Seitdem sind acht Jahre vergangen, und er ist noch nicht zurückgekehrt. Wir sind ohne jede Nachricht von ihm. Die Mama fuhr auf ihrer Jacht ‚Torpedo‘ in die Südsee, um nach ihm zu forschen, und schwimmt nun auf einer Eisscholle durch den Ozean.“

„Jetzt fliege ich bestimmt“, dachte ich zuversichtlich, aber statt dessen fragte mich Etelka: „Haben Sie kein Schwesterchen?“

„Meine Schwester heiratete den Präsidenten von Amerika“, antwortete ich, „aber sie ist mit ihm nicht glücklich, weil sie sich in den berühmten Sänger Caruso verliebte, dem sie auf Sumatra ein Großgut und eine Farm für die Zucht von Tigern und Jaguaren kaufte.“

„Jetzt“, dachte ich, „müssen sie doch die Polizei rufen.“

„Jeder hat seine Sorgen“, sagte Frau Cendes und sah mich mit

einem innigen, mütterlichen Blick an, „in jeder Familie gibt es so etwas. Haben Sie einen Bruder?“

„Der Bruder ist ein Sonderling. Er verschenkte sein ganzes riesiges Vermögen und ist nun Beamter bei der Bank ‚Slavia‘ in Prag.“

„Jetzt schmeißen sie mich hinaus“, sagte ich mir vertrauensvoll, aber statt dessen ließ sich Herr Cendes hören: „Wohin machen Sie Ihre Hochzeitsreise mit Etelka, wenn wir zurückkommen?“

„Nach Sansibar und nach Arabien“, antwortete ich, „in Italien ist es zu warm. Außerdem sind die Araber ein gastfreundliches Volk.“

Ich trank so viel, daß davon in der Sahara Wälder hätten wachsen können, und hoffte, daß es mir gelingen werde, das Delirium tremens zu bekommen, und daß man mich dann ins Krankenhaus bringen würde. Statt dessen schief ich auf meinem Stuhl ein. Man legte mich behutsam ins Bett.

Frühmorgens weckte mich Herr Cendes. Er war schon vollkommen marschbereit, und im Touristenanzug wirkte seine rundliche Gestalt sehr lächerlich. Nach dem Frühstück, bei dem Frau Cendes und Etelka nicht weinten, sondern aus vollem Halse brüllten, verließen wir das Haus und begaben uns auf die Straße nach Balaton.

Sie begleiteten uns unter ständigem Wehklagen und Heulen bis zu den letzten Gärten der Stadt.

„Gib auf den Herrn Gordon Benett acht“, ermahnte zum letztenmal Frau Cendes ihren Mann, und wir blieben allein. Vor uns dehnte sich die Ebene bis zum Plattensee aus; die weiße, staubige Landstraße zog sich ins Unendliche. Auf den Maulbeerbäumen lag dick der Staub, das von der Sonnenhitze versengte Gras sah traurig und welk aus, und in meiner Seele reifte der Plan zur Flucht.

„Sie sind ein guter Läufer?“ fragte ich Herrn Cendes.

„Ein ausgezeichneter, Herr Gordon Benett“, antwortete er, „vor Jahren startete ich für den Leichtathletikklub in Sopron.“

Ich biß mir auf die Lippen. Wir kamen an einen Hügel, die Landstraße führte bergab. Ich begann zu laufen. Ich setzte zum Spurt an.

Herr Cendes lief hinter mir her und rief: „Ich verstehe Sie.

Herr Gordon Benett, wer von uns ist früher in Balaton, Vierzig-Kilometer-Lauf!“

Er rannte hinter mir her. Ich lief die ersten zehn Kilometer mit einem Vorsprung, der nicht größer und nicht kleiner als zehn Meter war. Beim zwölften Kilometer hinter Mezölág holte er mich ein und lief hart neben mir. Nach fünfzehn Kilometern überholte ich ihn um gute fünfzig Meter, die sich in Botafal auf fünf verkürzten.

Am zweiundzwanzigsten Kilometer liefen wir wieder nebeneinander, und in Kapotfalva, nach dreißig Kilometern, schüttelte ich ihn endgültig ab. Der Vorsprung betrug einen halben Kilometer. Meine Kräfte waren erschöpft. Eine Weile ruhte ich aus, und dann lief ich weiter. In der Kurve der Landstraße erschien Herr Cendes, und ungefähr hundert Meter hinter ihm ein Mann, der ihn langsam einholte. In der Ferne sah man noch einige Personen laufen. Ich konnte mir das nicht erklären, und es begann mich zu beunruhigen. Ich legte einen Spurt ein.

Ein Radfahrer fuhr an mir vorbei, mit einem Fähnchen in der Hand. Er winkte mir freundlich zu und fragte: „Für welche Farben?“

Ich antwortete nicht und rannte weiter. Nach achtunddreißig Kilometern sah ich, daß der Mann, der hinter Herrn Cendes lief, diesen überholte und nun hinter mir her war.

Ich spannte meine letzten Kräfte an. Wie eine Lokomotive fauchend lief ich zwischen die ersten Häuschen von Balaton hinein.

Eine große Menschenmenge begrüßte mich nach vierzig Kilometern mit freudigem Gebrüll. Die Kapelle spielte den Rakoczy-Marsch.

Ich stieß an ein über die Straße gezogenes Seil, aber ich hatte keine Zeit, mir die Nase auf der Landstraße zu zerschlagen. Man fing mich auf, fotografierte mich, und irgendwelche Enthusiasten nahmen mich auf die Schultern und trugen mich in ein Hotel.

Ich kam nicht dazu, etwas zu sagen. Man zog mich aus und schleppte mich in eine Wanne. Dann brachte man auch den Mann, der mir vom achtunddreißigsten an nachgelaufen war. Nach fünf Minuten erschien Herr Cendes mit heraushängender Zunge und einem freudigen Lächeln. Er war Dritter.

Durch einen unglücklichen Zufall hatte nämlich der Klub für

Leichtathletik von Groß-Kanicza gerade an dem Tage einen Marathonlauf Kanicza—Balaton veranstaltet. Die Sache klärte sich bald auf. Man wollte uns lynchen, und schließlich führten uns die Gendarmen auf Befehl des Herrn Stuhlrichters aus der Stadt.

Herrn Cendes bin ich erst in Albanien losgeworden, wo uns Räuber überfielen. Ich redete ihnen ein, daß er ein bekannter Millionär sei und daß sie für ihn ein großes Lösegeld bekommen würden. Sie verschleppten ihn also in die Berge, und aus Dankbarkeit nahmen sie mir nur meinen Rucksack mit schmutziger Wäsche.

Es ist natürlich, daß ich nichts über das Schicksal des Herrn Cendes weiß, denn, feinfühlig wie ich bin, schäme ich mich, mit seiner unglücklichen Familie in Groß-Kanicza zu korrespondieren.

(1921)



Der Menschenhändler von Amsterdam

Da ich dem tschechischen Volk auf keine andere Weise nützen und dienen konnte, nahm ich mir vor, es zu belehren. Für dieses Vorhaben gewann ich einen fabelhaften Menschen, der schon dreimal wegen verschiedener Räubereien im Pankrazer Gefängnis gesessen hatte und eine so ausgezeichnete Phantasie besaß, wie man sie wohl kaum ein zweites Mal finden wird. Außerdem war er des Schreibens so weit kundig, daß er seine Gedanken in eine gewisse Form zu kleiden vermochte und meinem zweiten Mitarbeiter somit besondere Mühe ersparte. Originelle Gedanken fehlten diesem, er verstand es jedoch, die flüchtig skizzierten Themen und Fälle sehr flink, geschickt und fesselnd zu bearbeiten.

Nachdem ich mich mit beiden beraten hatte, erklärte ich den geehrten Mitarbeitern, daß es meine Absicht sei, einen Verlag zu gründen, der fähig wäre, dem tschechischen Publikum eine fesselnde Lektüre zu bieten.

Ich arbeitete also mit beiden einen Vertrag aus, in dem sie sich

verpflichteten, mir, für das übliche Honorar pro Bogen, binnen fünf Monaten einen spannenden Roman zu liefern.

Nach fünf Monaten erschien dann auch in meinem Verlage das erste Heft des Werkes „Der Menschenhändler von Amsterdam oder Der geheimnisvolle Mord in der Schwarzen Grotte oder Die Schenke Zum blutigen Bischof“. Der Roman erschien ganze vier Jahre lang wöchentlich in Heften zu je achtzig Hellern, so daß das Werk im ganzen zweihundertundacht Hefte mit einem Gesamtgewicht von achtzehn Kilogramm umfaßte. Welcher Beliebtheit es sich erfreute, bezeugt am besten der Fall der Lebensmittelhändlerin Frau Vozábová, den ich im folgenden wiedergebe.

František Holan, Tagelöhner, war Vater von zwölf Kindern und erwartete eben das dreizehnte, als ihm der Kolporteur das erste Heft des Romans „Der Menschenhändler von Amsterdam oder Der geheimnisvolle Mord in der Schwarzen Grotte oder Die Schenke Zum blutigen Bischof!“ brachte. Da er voll Spannung auf den neuen Familienzuwachs wartete, litt Holan Langeweile, und so begann er, um sich die Zeit zu verkürzen, gierig dieses erste Heft zu verschlingen. Er las mit ständig wachsendem Interesse. Es fing schon sehr schön an: „In einer versteckten Gasse am Hafen von Amsterdam, wo jedes Jahr Hunderte von Fremden spurlos im Wasser des Kanals verschwinden, gibt es eine kleine Schenke, dort kann man Fremdenzimmer mieten. Natürlich wird den Gästen, die hier übernachten wollen, ein Schlafpulver in die Getränke gemischt, und dann ... dann verschwindet das Bett mit dem Gast in einer Versenkung und im Keller. Ein Schlag, ein schrecklicher, gedämpfter Aufschrei ... Neben der Schenke ist ein Fleischerladen. Dort verkauft und verarbeitet man so billiges Fleisch, daß der Laden stets voller Käufer ist. Das Fleisch besitzt einen besonderen Beigeschmack — es wird ja auch Menschenfleisch verkauft! Begreifen Sie, wie man das macht? Im Keller schlachtet man die eingeschläferten Gäste ab, weidet sie aus, zerhackt sie und schafft das Fleisch während der Nacht in den Fleischerladen. Robert Klega jedoch gelang es, sich vor dem Verhängnis auf eine nahezu übernatürliche Weise zu retten ...“ Das war der letzte Satz des Heftes. Seitdem abonnierte der Tagelöhner Holan den „Menschenhändler von Amsterdam“. Die achtzig Heller wöchentlich bereiteten ihm, da er dreizehn Kinder hatte, große

Schwierigkeiten. Er fiel darauf, seine jüngsten Kinder sonnabends immer abwechselnd Betteln zu schicken, und für den Ertrag bezog er weiter den „Menschenhändler von Amsterdam“ und ergötzte sich an der eingehenden Schilderung der Morde, die so sinnreich erdacht waren, daß jedes Heft stets mit dem Anfang eines Mordes endete, doch schlug man das Opfer erst auf den ersten Seiten des nächsten Heftes tot, und am Ende dieses Heftes wurde dann der Anführer der Bande gefangen, der sich allerdings im vorletzten Satz schon wieder am Blitzableiter aus dem Gefängnis hinunterließ und über die Mauer sprang; von der Kugel des Aufsehers getroffen, sank er nieder, um sich am Anfang eines neuen Heftes zur Flucht aufzuraffen und auf einem Schiff im Sturm, wo der Wind ihm die Ruder aus der Hand riß, einer Schmugglerbande zu begegnen und im letzten Satz im Häuptling seine ehemalige, vom Grafen de Galois verführte Geliebte wiederzuerkennen. Und so ging es weiter.

Die Geschichte von der Schenke „Zum blutigen Bischof“ zog sich über ein halbes Jahr hin, wobei das Militär und die Gendarmerie dem Schatten des „blutigen Bischofs“ vergebens nachspürten.

Vier Jahre vergingen mit der eifrigen Lektüre des „Menschenhändlers von Amsterdam“. Der Tagelöhner Holan weinte nächtelang über das Schicksal der geflohenen Prinzessin de Galois, der Stiefschwester des Schmugglerhäuptlings, der verkleideten verführten Geliebten des Bandenführers, dessen Schwarze Grotte soeben das Militär umzingelt hatte und der durch einen Wasserfall vor der Gefahr davonschwamm.

Als Holan das letzte, zweihundertundachte Heft zu Ende gelesen und für den „Menschenhändler von Amsterdam“ im ganzen 166 Kronen und 40 Heller ausgegeben hatte, weinte er eine ganze Nacht hindurch, und als er sich das traurige Ende des Anführers der Bande ins Gedächtnis rief, der im letzten Heft aufgehängt worden war, brach Holan vor Gram das Herz. Er hinterließ eine vollkommen mittellose Witwe mit dreizehn Kindern. Die Witwe verkaufte nach dem Begräbnis sämtliche zweihundertundacht Hefte der Lebensmittelhändlerin von gegenüber, der Frau Vozábová, für eine Krone 40 Heller, das heißt, achtzehn Kilogramm Papier für Würstchen und andere Waren zu acht Heller das Kilo.

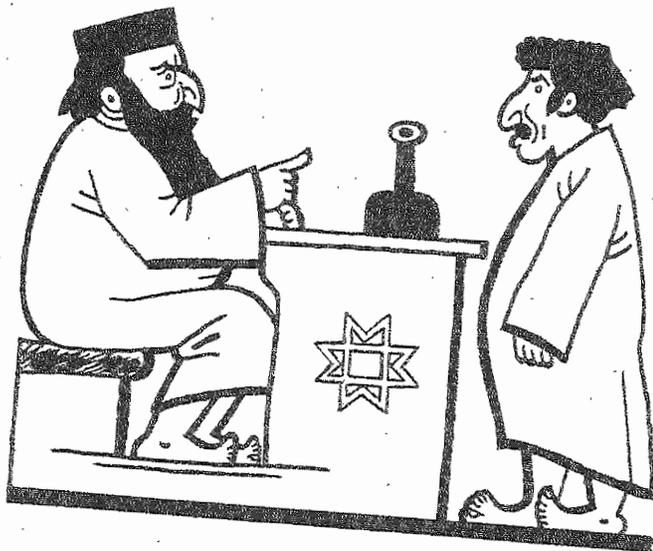
Frau Vozábová war eine brave Frau, die zwei Sorten von

Kunden hatte: die einen bezahlten bar, und die anderen ließen anschreiben. Zu allen war sie höflich, doch nur die Damen, die bar bezahlten, begrüßte sie mit „Gnädige Frau“ und „Küss' die Hand“, während sie die andere Klasse einfach nur mit einem „Was wünscht die Frau“ und „Ich habe die Ehre!“ bedachte. Andere Unterschiede machte sie nicht. Da diese biedere Frau von der Witwe Holanová zweihundertundacht Hefte des „Menschenhändlers von Amsterdam“ gekauft hatte, ließ sie sich das Papier in die Wohnung bringen, und als sie den Laden schloß, nahm sie sich vor, die Hefte für Tüten zurechtzuschneiden.

Sie griff also zum ersten Heft und wollte ihr Werk beginnen, als ihr Blick plötzlich auf die fettgedruckten Worte fiel: „Ha, Sie verkaufen Fleisch von geschlachteren Menschen!“ Sie zuckte mit den Achseln, legte das Messer beiseite und ließ sich über diese etwas ungewöhnliche Art des Fleischverkaufes informieren. Von dem Augenblick an wurde sie ernst. Am nächsten Tag las sie das zweite Heft, das dritte und vierte, durchschnittlich drei Hefte täglich, und so vergingen neunzig Tage, bis sie die sämtlichen zweihundertundacht Hefte bewältigt hatte. Von Heft hundertundacht an begann sie ihr Äußeres zu vernachlässigen und zog sich nicht mehr um. Am neunzigsten Tag erhielten dann ihre besten Kundinnen, die für Bargeld kauften, eine Karte folgenden Inhalts: „Gnädige Frau wollen bitte heute Abend in meine Wohnung kommen, ich habe für die gnädige Frau eine große Neuigkeit!“

Als sie kamen, schlug sie eine nach der anderen mit der Axt tot. Die Nachricht davon durchflog die Stadt in Windeseile, und ich war gezwungen, eine neue Auflage des „Menschenhändlers von Amsterdam“ drucken zu lassen.

(1909)



Der Prozeß gegen Cham, den Sohn Noahs

Gerichtsreportage aus biblischen Zeiten

Außerordentliches Interesse erregte in Arubasch am Berge Ararat das Gerichtsverfahren gegen Cham, den Sohn Noahs, dem wir schon kürzlich einen eingehenden Bericht widmeten. Da wir jedoch auch die Leser, die sich damals über den Fall Noah nicht informieren konnten, das Wichtigste wissen lassen wollen, wiederholen wir kurz:

Als der Urvater Noah, der bekannte Mäzen, nach der Katastrophe vom ersten Oktober, da die Deiche brachen, mit seinem Schiff am Ararat gelandet war, erwarb er von der Regierung käuflich ein Grundstück. Dort betrieb er nach den neuesten agronomischen Forschungsergebnissen die Anpflanzung von Weinreben. Eines Tages, es war am zwölften Dezember des vorigen Jahres, nachmittags gegen fünfzehn Uhr, begab sich Noah mit seinen drei Söhnen Sem, Cham und Jafet in seinen Weinkeller, um den Wein zu kosten. Bei dieser Gelegenheit zwangen ihn die Umstände, eine gr-

62

ßere Menge Wein zu genießen, die, kaum daß er den Weinkeller verlassen hatte, zu wirken begann. Es war an diesem Tag schwül, und Noah ging in den Garten hinter seinem Hause und legte sich unter einen Birnbaum in den Schatten. Da kam sein ungezogener Sohn Cham, und weil Herr Noah nichts als das Hemd anhatte, begann Cham ihm dies vom Leib zu zerren, und zwar wollte er es dem Vater über den Kopf ziehen. Doch da eilten schon die anderen beiden Söhne des Herrn Noah, die Herren Sem und Jafet, herbei und vertrieben ihren nichtsnutzigen Bruder Cham. Hinter dem Gartenzaun versammelte sich im Verlaufe des Streites ein zahlreiches Publikum, darunter auch Damen, die mit Entrüstung die widerliche Szene betrachteten. Eine Stunde später verhaftete ein herbeigerufener Schutzmann den Wüstling Cham und führte ihn zur Polizeiwache, von wo aus er dann nach einem Verhör wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert wurde. Gestern, am siebenten Januar, zog ihn der Senat unter Vorsitz des Gerichtsrates Melechenech zur Verantwortung.

Die Verhandlung mußte im Schöffensaal stattfinden, da die anderen Räumlichkeiten nicht alle Interessenten, unter denen sich zahlreiche Damen befanden, zu fassen vermochten. Zwei Aufseher führten den Angeklagten Cham vor. Die Untersuchungshaft hatte auf ihn in keiner Weise eingewirkt, und wie Herr Noah den Journalisten im Presseraum mitteilte, war der Wüstling von Sohn eher dicker als magerer geworden.

Der Vorsitzende des Senats eröffnete die Verhandlung mit dem Verhör des Angeklagten, der auf alle ihm gestellten Fragen mit heller Stimme antwortete.

Es stellte sich heraus, daß der Angeklagte schon vorbestraft war, und zwar stand er schon vor der Sintflut wegen Sakrilegs vor Gericht. Er hatte einen Opferstier gestohlen und ihn mit einigen Freunden aufgegessen. Das zweitemal wurde er vor etwa einem Jahr wegen Ehrabschneidens bestraft. Sein Verteidiger stellt daraufhin den Antrag, zu konstatieren, daß Cham in seiner Jugend vernachlässigt und schlecht erzogen worden sei.

Herr Noah verwahrte sich dagegen entschieden. Es sei zwar wahr, daß er während der Sintflut, als im Gebirge die Deiche brachen, nicht über die nötige Zeit verfügt hätte, den Jungen

63

so zu erziehen, wie er es sich eigentlich gewünscht habe, nichtsdestoweniger sei er stets bemüht gewesen, ihm nötigenfalls auch durch Schläge die Grundsätze der Gesittung beizubringen. Leider sei Cham nach der Sintflut in üble Gesellschaft geraten. Er habe Freundschaft mit Gassenjungen geschlossen, die mit dem Leben davongekommen waren, und schon als Vierzehnjähriger habe er unanständige Dinge geredet und die anderen beschimpft.

Auf die Frage, wie er geschimpft habe, sagt Herr Noah aus, daß er für gewöhnlich die anderen als Säue und Schweinehirten zu bezeichnen pflegte. Dafür seien aber Sem und Jafet Musterknaben gewesen.

Der Verteidiger legt Herrn Noah noch die Frage vor, ob er Cham zur Schule geschickt habe.

Herr Noah entschuldigt sich damit, daß dies wegen der Sintflut unmöglich gewesen sei. Die Wege seien noch nicht ausgetrocknet gewesen, und außerdem seien damals alle Volksschullehrer ertrunken. Ein einziger Lehrer von der Bürgerschule habe sich retten können, und der habe vor Schreck den Verstand verloren.

Verteidiger: „Warum haben Sie also, Herr Zeuge, für Cham keinen Hauslehrer genommen?“
„Die Hauslehrer waren auch alle ertrunken.“ (Erregung im Saal.)

Verteidiger: „Als intelligenter Mensch hätten Sie ihm selbst die Grundsätze der Sittlichkeit beibringen sollen.“

Der Zeuge, mit erhobener Stimme: „Bitte, hohes Gericht: Sicher ist jedem bekannt, was es mich für eine Arbeit gekostet hat, die Menschheit vor dem Aussterben zu retten, und wieviel Nächte ich im Gebet durchwachte, wieviel Tage ich brauchte, um die Tiere in mein Schiff zu treiben.“

Er wendet sich dem Verteidiger zu: „Meinen Sie, Herr Doktor, daß es leicht ist, Tiger aufs Schiff zu tragen und dabei noch für die Erziehung dieses Lausbuben zu sorgen?“

Cham ruft seinem Vater zu: „Alter Trunkenbold!“ Der Vorsitzende ermahnt ihn, und Cham setzt sich mit einem zynischen Lächeln wieder auf seinen Platz.

Der Senatsvorsitzende zu Herrn Noah: „Schön, Herr Noah, aber es geht hier um die Frage: Haben Sie bei dem Angeklagten Symptome erblicher Belastung bemerkt?“

Zeuge: „Ich kann Ihnen versichern, daß Cham von voll-

kommen gesunden Eltern stammt. Sein Großvater Methusalem überschritt im Alter von sechshundertsiebzig Jahren den Himalaja bei völlig klarem Verstande. Was meine Gattin betrifft, so ist sie ein gesundes Weib, das ihn mit dreihundertachtundzwanzig Jahren gebar, ebenfalls bei völliger Gesundheit.“

Danach wurde das Verhör Chams fortgesetzt.

Der Senatsvorsitzende: „Hören Sie, Angeklagter, das vierte Gebot ist vor noch nicht so langer Zeit verkündet worden, daß Sie es schon vergessen haben dürften. Die Polizei ließ doch Plakate mit den Zehn Geboten an allen Litfaßsäulen anschlagen. In der Voruntersuchung gaben Sie zu, lesen zu können, da es Sie Ihre Mutter aus Langeweile lehrte (Erregung), und nun schütteln Sie den Kopf und behaupten, das vierte Gebot Gottes nicht gelesen zu haben. Sie verwickeln sich in lauter verdächtige Ausreden. Antworten Sie kurz und eindeutig: Zogen Sie Ihrem Vater, dem Herrn Noah, das Hemd über den Kopf oder nicht?“

Cham: „Ja, ich tat es, weil der Vater ein unverbesserlicher Alkoholiker ist!“ (Gewaltige Erregung.)

Herr Noah verbirgt sein Gesicht und ruft: „Meine grauen Haare, meine Herren!“

Der Vorsitzende streng: „Hören Sie, Angeklagter, auch wenn Herr Noah ein Ihnen vollkommen fremder Mensch wäre, verdiente er es bestimmt nicht, als Alkoholiker bezeichnet zu werden; aber den eigenen Vater so zu beschuldigen, überschreitet alle Grenzen!“ (Erregung.)

Frau Noah ruft von der Galerie herab dem Angeklagten zu: „Du Strolch!“

Der Vorsitzende fährt fort: „Also, Angeklagter, schildern Sie alles wahrheitsgetreu, was dachten Sie eigentlich in dem Augenblick, als Sie Ihrem Vater das Hemd über den Kopf zogen?“

Cham: „Nichts.“

Vorsitzender: „Hören Sie einmal, Angeklagter, den eigenen Vater entblößt man nicht so ohne weiteres. Das ist sonnenklar. Sie haben es gewiß nach bestimmten Erwägungen und mit Absicht getan. Legen Sie offen alle Ihre Gedanken dar, Sie erweisen sich selbst nur den besten Dienst. Es ist doch undenkbar, daß Sie so mir nichts, dir nichts, ohne Zögern dem eigenen Vater, seinen tiefen Schlaf ausnützend, das Hemd über den Kopf zogen.“

Staatsanwalt: „Wußten Sie auch, daß dort immer viele Leute vorbeigehen?“

Cham: „Ich wußte es.“

Verteidiger: „Hören Sie, Herr Cham, vielleicht waren Sie damals betrunken?“

Cham: „Ich nicht, dafür aber der Vater wie eine Strandhaubitze. Es kam zu oft vor, und ich befürchtete, daß der Wind dem Vater das Hemd hochschlagen könnte, darum wollte ich es ihm ganz vom Leibe ziehen.“ (Heiterkeit im Saal.)

Vorsitzender: „Angeklagter, Sie haben nicht den geringsten Grund, jetzt noch faule Witze zu machen. Nach einem solchen Leben verdient Ihr Vater derartige Infamien bestimmt nicht. Sie sollten stolz auf Ihren Vater sein.“

Frau Noah ruft dem Angeklagten zu: „Das kommt in die Bibel, du Lauser!“

Der Verteidiger zu Sem und Jafet: „Meine Herren, sagen Sie mir, warum Sie Ihren Vater allein unter dem Baume zurückließen. Sie hätten doch, als Sie sahen, daß Ihr Herr Vater nur im Hemd auf einem öffentlichen Platze schläft, Ihren Herrn Vater zudecken oder ihn wenigstens mit dem Taschentuch bedecken sollen. Dagegen ließen Sie aber Herrn Noah bis zur Ankunft der Gerichtskommission entblößt liegen.“ (Große Erregung.)

Der Zeuge Herr Sem: „Wir hatten keine Taschentücher, da wir auch nur im Hemd waren, so wie wir von den Weinbergen kamen.“

Verteidiger: „Das ist eine schöne Ordnung!“

Herr Jafet: „Ich verbitte mir Ihren Tadel, Herr Doktor! Unsere Verhältnisse gestatten es uns nicht, noch eine zweite Unterhose zu kaufen, und da es ein Wochentag war, zogen wir nicht die Sonntagsunterhosen an.“

Die Zeugen treten zurück (Cham lächelt ironisch).

Staatsanwalt: „Angeklagter, lachen Sie nicht über eine so ernste Sache. Es ist erwiesen, daß Ihre Brüder ordentliche, sparsame Menschen sind, bestrebt, mit ihren Einnahmen auszukommen. Von Ihnen dagegen ist mir bekannt, daß Sie über Ihre Verhältnisse leben. So zum Beispiel besitzen Sie drei paar Unterhosen und tragen sie öffentlich und wochentags. Sie sind leichtsinnig; Sie sind bereits mehr als zweihundertfünfzig Jahre ohne Anstellung, und vierhundert Jahre muß Ihr Vater

Sie schon ernähren. Bei der Sintflut halfen Sie heimlich den ertrinkenden größten Lumpen aufs Schiff. Um für diese Platz zu schaffen, warfen Sie einige Paare wertvoller urzeitlicher Tiere aus der Arche, die dadurch ausgestorben sind. Außerdem stellten Ihnen die Gendarmerie und das Gemeindeamt ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Sie führen unsittliche Gespräche, Sie lassen kein Mädchen in Ruhe.“

Dann werden die Protokolle der Gerichtsärzte verlesen, aus denen hervorgeht, daß Cham ein pervers belastetes Individuum ist und Neigung zu sexuellen Ausschweifungen zeigt.

Verteidiger: „Mit Hinsicht auf dieses Gutachten der Herren Sachverständigen schlage ich vor, Herrn Cham in die Beobachtungsstation der Irrenanstalt zu überführen.“

Der Staatsanwalt verwahrt sich dagegen.

Frau Noah ruft von der Galerie herunter: „Sperrt ihn ein, den Strolch!“

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück und erscheint erst nach einer halben Stunde wieder im Saal. Der Senatsvorsitzende erklärt, daß das Gericht dem Vorschlag des Verteidigers Folge leiste und die Verhandlung einstweilen auf unbestimmte Zeit vertage.

Damit endete vorläufig der interessante Prozeß, auf den wir bestimmt noch zurückkommen werden. Wir haben nur noch auf eins hinzuweisen: Es liegt im Interesse des Gesundheitswesens, daß das Publikum nicht von der Galerie herunterspuckt. Wie kommen die Untensitzenden dazu, auf ihren Haaren Bazillen nach Hause zu tragen? Wir hoffen, daß man diesen Fingerzeig beachten und im Gerichtssaal Spucknäpfe aufstellen wird.

(1910)



Wie wir uns zu Hause, auf der Straße,
in Ämtern, in Geschäften, in Theatern,
in Aeroplanen und bei Fußballspielen
benehmen sollen

Dieser Artikel ist für jene bestimmt, denen es an Zeit mangelt, die Vorträge von Frau Laudová-Hořicová⁴ zu besuchen, und die auch nicht über genügend Muße verfügen, eingehender den Katechismus des Bürgers Guth⁵ zu studieren oder gar an den Kursen teilzunehmen, die vor der Abreise einer Delegation des Prager Stadtrates nach Paris abgehalten werden. Dieser Artikel bietet wirklich nichts Neues, und man kann ihn jedem ruhigen Gewissens empfehlen. Sie finden hier diejenigen Gedanken und Anweisungen, über die Sie weder von Frau Laudová-Hořicová noch von Herrn Guth, noch in den erwähnten Kursen etwas erfahren würden. Ich glaube, daß der Titel „Wie soll man sich auf der Straße, zu Hause, in Ämtern, in Geschäften, in Theatern, in Aeroplanen und bei Fußballspielen benehmen“ treffend ist. Sollte

68

jemand noch in Verlegenheit sein, wie er sich anderswo, zum Beispiel im Parlament, zu benehmen hat, den bitte ich, sich schriftlich an mich zu wenden, denn ich wünsche nicht, derartige Dinge in der Öffentlichkeit zu behandeln.

Meine Anleitung und meine Anweisungen sind knapp, praktisch und sehr volkstümlich gehalten. Sie sind nach meiner Ansicht der einzige sichere Leitfaden für gutes Benehmen. Außerdem mache ich darauf aufmerksam, daß ich mich bei der Herausgabe meiner Erläuterungen durch das Feingefühl habe leiten lassen, da ich zu meinen Vorträgen nicht die Leute zusammentrommele, wie es Frau Laudová-Hořicová tut. Meine Abhandlungen können die Leser für sich studieren, und keiner kontrolliert sie; aber bei Vorträgen ähnlicher Art denkt jeder Besucher vom anderen: „Schau mal an, der weiß auch nicht, wie er sich zu Hause, auf der Straße, in Ämtern und so weiter zu benehmen hat.“

Ähnlich verrät auch Guths Katechismus die Schwächen jener, die ihn in den Buchhandlungen kaufen.

So aber kam das alles zufällig in dieses Buch, und niemand erfährt, wenn es der andere liest, um gutes Benehmen zu lernen.

Diese Abhandlung schöpft aus dem Leben, sie ist kein totes geborenes Kind. Nachdem du sie gelesen hast, darfst du sagen, daß du dich nun unter Menschen wagen kannst.

Wie wir uns zu Hause benehmen sollen

Zu Hause soll sich jeder anständig benehmen, damit er sich selbst und seiner Umgebung keine Schwierigkeiten bereitet. Ein anständiger Mensch zerschlägt nie seine Möbel in später Nachtstunde, damit er nicht den Schlaf seiner Nachbarn stört. Er tut es bei Tag, wobei er das Grammophon spielen läßt, so daß niemand erfährt, was er eigentlich macht. Hat er geliehene Möbel, versichert er sie zuvor bei einer Versicherungsanstalt. Er benimmt sich überhaupt sehr seriös.

Zerschlägt er Teller oder Flaschen, dann schleudert er sie auf den Teppich, um den Lärm zu dämpfen und die unter ihr wohnenden Mieter nicht zur Verzweiflung zu bringen. Wenn er über dem Keller wohnt, kann er natürlich die Teller direkt auf den Fußboden werfen, jedoch müßte er sich zuvor davos überzeugen, daß niemand im Keller Kohlen holt.

Gästen gegenüber benimmt er sich freundlich, und entstehen Meinungsverschiedenheiten, so soll er immer danach trachten, seinen Gast so hinauszuschmeißen, daß er dabei nicht die Tür beschädigt. Schimpfen darf er dabei nur auf englisch oder französisch. Beherrscht der Gastgeber keine dieser Sprachen, entferne er seinen Gast wortlos. Ein echter Gentleman zerreißt dabei demjenigen, den er hinauswirft, nie den Kragen oder die Weste. Er faßt ihn mit der rechten Hand am linken Handgelenk, dreht es ihm nach rückwärts, packt ihn mit der linken Hand hinten an der Hose und trägt ihn aus der Wohnung. Dabei ersucht er ihn höflich, mit der freien rechten Hand die Tür zu öffnen. Kommt es zu einem Boxkampf, darf der Gastgeber vor seinem Gast auf keinen Fall den Rock ausziehen. Es ist völlig ungehörig, wenn dem Gast die Uhr oder die Brieftasche verlorengeht.

Zu Hause soll jeder auf Ordnung achten, und wir sollten uns hüten, auf die Dielen oder an die Decke zu spucken. Unser Heim sei uns heilig.

Wie wir uns auf der Straße benehmen sollen

Wir müssen uns immer dessen bewußt sein, daß die Straße für alle Passanten und nicht nur für uns allein da ist. Die Gesittung erfordert, daß wir die Menschen auf dem Gehsteig nicht anrempeln, keine fremden Damen und Herren belästigen und nicht auf dem Fahrdamm mit dem Schutzmann raufen. Derartige Sachen erledigt man im Hausflur. Ebenso wirkt es nicht schön und anständig, wenn wir die Passanten anschreien und dem Publikum, das in der Straßenbahn, in der Kutsche oder in den Automobilen vorbeifährt, die Zunge zeigen. Auf der Promenade müssen wir stets darauf achten, daß wir nicht etwa mit der Zigarre oder Zigarette den Passanten Löcher in die Kleider brennen oder ein Schaufenster eindrücken, daß wir keinen fremden Hund niedertrampeln und die Hände nicht in fremde Taschen stecken. Geschieht dies dennoch, müssen wir bitten: „Pardon, wollen Sie verzeihen und nicht böse sein.“ Es ist unsere Pflicht, uns höflichst zu entschuldigen, um einem Gerichtsverfahren zu entgehen und um demjenigen, bei dem wir uns entschuldigen, nicht zu einem Bluterguß, wohl aber zu dem Eindruck zu verhelfen, daß er einen Gentleman vor

sich habe. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir auf der Straße sentimental sein sollen, denn vor Damen, denen wir begegnen, niederzuknien, macht keineswegs einen guten Eindruck, da der Straßenanzug nicht an den Knien staubig sein darf. Unsere Kleider und Schuhe müssen sauber sein; sich auf dem Gehsteig die Schuhe zu putzen oder auf der Promenade die Kleider abzubürsten ist unzulässig. Auf der Straße haben wir die Pflicht, alle Vorübergehenden durch unser tadelloses Benehmen zu bezaubern. Wir müssen vermeiden, auf der Straße mit nicht zugeknöpften Knöpfen und mit aufgelösten Bändern an den Unterhosen oder an den Schuhen zu erscheinen. Es gilt keinesfalls als anständig, älteren Herren und Damen, die uns auf dem Gehsteig begegnen, ein Bein zu stellen. Tut man es doch, muß es unauffällig geschehen, da man sonst Anstoß erregt. Wir sollen Achtung vor dem Älteren haben und mit höflichem Hutlüften und angenehmem Lächeln alle Leute grüßen, die älter als wir selbst sind. Bin ich nicht ganz sicher, ob der Herr oder die Dame, denen ich begegne, älter sind als ich, trete ich mit Anstand an sie heran und frage höflich nach ihrem Alter. Wir müssen danach streben, uns auf der Straße immer liebenswürdig zu zeigen. Sich auf dem Gehsteig herumzuwälzen ist unzulässig.

Wie wir uns in Ämtern benehmen sollen

Wenn wir ein Amt betreten, begrüßen wir alle Anwesenden und winken ihnen freundlich mit der Hand zu. Dann gehen wir von einem zum anderen und fragen so lange nach ihrer Gesundheit, nach Herkunft und Gehalt, bis man uns auffordert zu sagen, was wir eigentlich wünschen. Der Takt erfordert es, daß wir uns in den Ämtern niemandem aufdrängen. Es ist unzulässig, öffentlich Zigarren und Zigaretten zu verteilen. Die Natur kennt keine ähnlichen Konsequenzen. Die Bestechung der Beamten muß auf eine durch und durch taktvolle Art und Weise geschehen. Geld legen wir in eine rosa Umschlag, damit der Eindruck entsteht, es handle sich um ein galantes Abenteuer. Haben wir in einem Amte einen Krawall hervorgerufen, müssen wir versuchen, unauffällig zu verschwinden. Kommt es zu einer Rauferei, vermeiden wir nach Möglichkeit unerlaubte Griffe. In Ämtern mit einer

Revolver zu schießen ist unzulässig. Mit dem herbeigeeilten Schutzmann ringen wir nach allen Regeln des Jiu-Jitsu. In jedem Falle müssen wir uns dessen bewußt sein, daß wir nur durch würdiges und anständiges Auftreten die Sympathien der Beamten zu gewinnen vermögen. Mäntel in Ämtern zu stehlen ist unstatthaft.

Wie wir uns in Geschäften benehmen sollen

Sobald wir ein Geschäft betreten, erkundigen wir uns in freundlicher und anständiger Weise nach den Warenpreisen, dabei vermeiden wir es jedoch, die Verkäuferinnen in die Wangen zu kneifen und den Verkäufern vertraulich auf die Schultern zu klopfen. Dann begeben wir uns zum Chef oder zum Direktor des Geschäftes, reichen ihm unsere Visitenkarte und bitten um die Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Es ist taktlos, bei der Gelegenheit nachzufragen, wieviel er an den einzelnen Warensorten verdient. Nachdem wir mit ihm ein wenig geplaudert haben, drücken wir ihm herzlich die Hand und ziehen uns wieder in die Geschäftsräume zurück, wo wir dem anwesenden Personal und den Käufern einige anständige Anekdoten erzählen. Fordert man uns auf, uns zu entfernen, nehmen wir mit jener männlichen Würde, die für alle echten Gentlemen bezeichnend ist, von allen im Raum Abschied und weichen langsam zur Tür zurück, wobei wir uns bemühen, keinen von den Angreifern zu verletzen. Sollten wir dabei jemandem die Nase zerschlagen haben, entschuldigen wir uns schriftlich, sobald uns die Polizeidirektion entläßt. Es ist unzulässig, die entstandene Panik zum Ausrauben der Kasse auszunutzen.

Wie wir uns im Theater benehmen sollen

Wenn das Theater unsere edelsten Gefühle fördern soll, dürfen wir nicht betrunken in die Vorstellung kommen. Sind wir es jedoch, müssen wir darauf achten, daß wir nicht von der Galerie ins Parkett fallen, da wir dadurch den ruhigen Verlauf der Vorstellung stören würden. Wir dürfen ebenfalls nicht laut mit unseren Nachbarn streiten oder während der Vorstellung

aus der Zeitung vorlesen, herumschreien und bei einer Oper mit den Sängern mitsingen. Wenn wir im Theater eine Apfelsine schälen, werfen wir die Schalen nicht ins Parkett, sondern unter unseren Sitz. Haben wir eine Flasche Bier mit, bemühen wir uns, den Verschuß während der Vorstellung ohne Lärm zu öffnen. Wir werfen ihn nicht auf die Bühne. Das geliehene Opernglas müssen wir der Garderobefrau zurückgeben, tragen wir es hingegen ins Versatzamt, so schicken wir den Versatzzettel frankiert per Post an das Theater. Wollen wir während der Vorstellung rauchen, müssen wir vorsichtig sein, damit wir keinen Brand verursachen. Mit dem herbeigelaufenen Schutzmann streiten wir nicht im Zuschauerraum, sondern erledigen dies im Foyer. Wenn es uns gelingt, hinter dem Bühnenraum in eine Damengarderobe einzudringen, verkriechen wir uns unter den Tisch, um die sich umkleidende Künstlerin nicht durch unsere Anwesenheit zu erschrecken.

Wie wir uns im Aeroplan benehmen sollen

Ein echter Gentleman spricht auch in einer Höhe von 6000 Metern nicht ordinär und grob. Bevor er den Flug antritt, schreibt er seinen Gläubigern freundschaftliche Briefe, in denen er sich von ihnen verabschiedet und sie dafür um Verzeihung bittet, daß er sich in ein so gefährliches Unternehmen einläßt. Wenn er mit dem Aeroplan abstürzt, muß er es nach Möglichkeit vermeiden, jemandem auf den Kopf zu fallen. In jedem Falle versieht er vor dem Aufsteigen seine Visitenkarte mit den Worten: „Verzeihen Sie gefälligst!“ Vom Aeroplan auf den Erdball zu spucken ist unstatthaft.

Wie wir uns bei Fußballspielen benehmen sollen

Den Schiedsrichter mit einem rostigen Messer niederzustechen ist unzulässig.

Nachwort

Obwohl alle oben angeführten Ratschläge und Weisungen zweifellos große Lücken aufweisen und so manches fehlt, bin ich doch fest davon überzeugt, daß sie sich jeder leicht aneignen und merken wird. Diese knappe Anleitung für das gute Benehmen sollte in keiner Familie fehlen, und ich bitte den verehrten Stadtschulrat und das Ministerium für Schulwesen, auch die studierende Jugend im Geiste meiner Ratschläge und Anweisungen zu erziehen. Ich schlage vor, diesen meinen Artikel in die Schulbücher aufzunehmen. Auf ein Honorar verzichte ich zugunsten des Fonds für verarmte Gentlemen.

(1921)



Gespräch mit dem kleinen Mila

Ich sitze nun schon vier Monate in Untersuchungshaft und habe noch immer nicht gestanden, was ich mit meinem Neffen, dem vierjährigen Mila Klogner, angestellt habe.

Ich fürchte, ich würde ihn nie mehr loswerden, wenn ich aussagte, wo ich ihn verließ, und man würde ihn womöglich finden. Ich weiß, seine ersten Worte wären: „Warum sitzt du hier?“ Dieses unglückselige „Warum“!

Vor mehr als vier Monaten versprachen die Eltern dem kleinen Mila, daß sein Onkel, nämlich ich, mit ihm spazieren gehen würde. Wohl oder übel mußte ich mit ihm gehen, nachdem ich den unglücklichen Eltern das Versprechen gegeben hatte, ihren klugen Jungen wohlbehalten wieder nach Hause zu bringen.

Ich forderte ihn also, sobald wir das Haus verlassen hatten, auf: „Halte dich an meiner Hand fest, damit dir nichts geschieht.“ — „Warum soll mir nichts geschehen?“ Bereits mit dieser Frage überraschte mich das kluge Kind. „Weißt du, Milachen, man könnte dich überfahren.“ — „Warum soll man gerade mich überfahren, warum überfährt man nicht dich?“ — „Du bist noch klein.“ — „Warum bin ich klein?“ — „Weil

du erst vier Jahre alt bist.“ — „Und warum bin ich erst vier Jahre alt?“ — „Weil du nicht fünf bist.“ — „Und wenn ich fünf wäre?“ — „Dann wärst du um ein Jahr älter.“ — „Was ist das: älter?“ — „Siehst du, das Fräulein dort ist schon älter.“ — „Du, Onkel, warum sagst du ‚das Fräulein dort‘?“ — „Weil ich nicht das da meine, das uns entgegenkommt, Liebling.“ — „Wieso das da?“ — „Weißt du, Milachen, sei schön still.“ — „Warum soll ich schön still sein?“ — Ich gab ihm einen Klaps.

Der Bub begann zu weinen, und ich befahl ihm: „Hör auf zu heulen.“ Er wischte sich mit dem Ärmel über die Augen und fragte unschuldig: „Warum soll ich nicht heulen?“ — „Weil du ein Mann bist!“ — „Und warum bin ich ein Mann?“ — „Weil du kein Mädchen bist.“ — „Warum bin ich kein Mädchen?“ — „Weil du eine Hose trägst, liebes Kind, übrigens erfährst du's, wenn du älter wirst.“ — „Du trägst auch eine Hose, Onkel?“ — „Du siehst's ja, Milachen.“ — „Warum bist du nicht auch so ein Bübchen wie ich, Onkel?“ — „Weil ich schon erwachsen bin.“ — „Werde ich auch wachsen?“ — „Du wirst auch wachsen, und jetzt halt schon den Mund.“ — „Warum soll ich den Mund halten?“ — „Weil ich dich sonst in den Fluß schmeiße.“ — „Oh, da wäre ich froh, Onkel.“ Nun war ich an der Reihe, ihn zu fragen. „Und warum wärst du froh, Milachen?“ — „Weil ich einen Dampfer machen könnte.“ — „Und wie würdest du einen Dampfer machen?“ — „Ich würde schnaufen, Onkel, und auf mir würden Leute herumklettern und läuten. Ich würde den Dampfer ‚Chuchle‘ machen und Feuer spucken.“ Plötzlich wandte er seine Aufmerksamkeit dem Manne zu, der die Straße bespritzte. „Warum bespritzt der Mann die Straße?“ — „Weil er den Staub wegschwemmt.“ — „Warum spritzt er uns nicht an?“ — „Weil er nicht darf!“ — „Warum darf er nicht?“ — „Weil er uns die Kleider naß machen würde.“ — „Wieso würde er uns die Kleider naß machen?“ — „Mit Wasser, mein Sohn.“ — „Und warum mit Wasser?“ — „Weil er damit spritzt und nicht mit Bier.“ — „Und warum spritzt er nicht mit Bier?“ — „Weil er sich betrinken würde.“ — „Und warum würde er sich betrinken? Du betrinkst dich doch auch, sagt die Mutter, Onkel. Warum bist du ein Schwein, Onkel?“ — „Das verstehst du nicht, Milachen, aber jetzt schweig, oder ich hau' dir eine 'runter.“ — „Und warum haust du mir eine 'runter?“ — „Weil

du mich beschimpfst.“ — „Warum soll ich dich nicht beschimpfen? Zu Hause beschimpft man dich doch auch!“ — „Aber das ist nicht schön von ihnen.“ — „Von dir ist es auch nicht schön, Onkel.“

Ich gab ihm wieder einen Klaps. Er verzog keine Miene und sagte: „Nicht wahr, ich darf nicht weinen, du weinst auch nicht, wenn dir die Tante eine herunterhaut. Und warum haut sie dir eine herunter?“ Ich gab ihm einen Puff in den Rücken. Er schwieg, als ob gar nichts geschehen wäre, und plötzlich rief er: „Warum haben diese Häuser die Türen nicht hinten, warum haben sie die Türen gerade hier?“ — „Weil sonst niemand hineingehen könnte.“ — „Und warum sollte jemand hineingehen?“ — „Weil er dort wohnt.“ — „Und warum wohnt er dort?“ — „Weil er muß.“ — „Und warum muß er?“ — „Weil er nicht auf der Straße schlafen will.“ — „Und warum will er nicht auf der Straße schlafen?“ — „Weil es ein ordentlicher Mensch ist.“

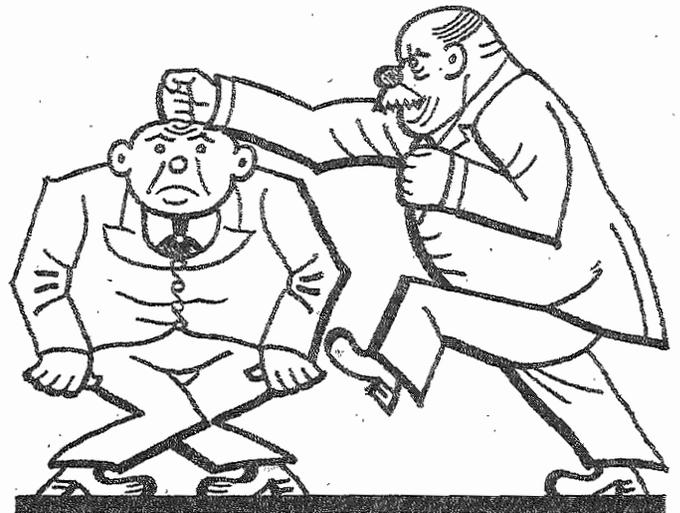
Er war einen Augenblick ruhig, dann ging es weiter: „Onkel, aber du wohnst nicht hier.“ Darauf folgte eine ganze Fragenreihe: Warum heißt der Baum Baum, warum sind seine Äste hinaufgebogen, ob man aus einem Baum Seifenblasen machen könne, warum eine Seifenblase platze, warum ich wie eine Seifenblase aussähe und wann ich platze. Dieser letzten Frage folgte die Bitte, daß ich hinter der nächsten Ecke platzen solle.

Als wir einen Hund sahen, fragte er, warum es keine Katze wäre. Ein neuer Klaps. Große Pause. In seinem Köpfchen entstanden inzwischen neue Fragen. „Onkel, warum macht man aus dem Schutzengel keine Pfannkuchen?“ — „Warum bin ich verschwitzt?“ — „Warum hängt du nicht wie der Hund die Zunge heraus, wenn dir heiß ist?“ — „Warum bist du kein Hund, sondern ein Elefant?“ — „Warum hast du keinen Rüssel, Onkel?“

Wir gingen am Bahnhof vorüber. Der Verzweiflung nahe, wollte ich wissen: „Möchtest du nicht gern nach Ungarn fahren?“ — „Warum möchte ich gern nach Ungarn fahren?“ — „Weil ich dir eine Fahrkarte kaufe, und wir fahren schön miteinander, weißt du, mit der Lokomotive.“ Er klatschte in die Hände und rief: „Ich werde auch baffen.“ — „Baff nur, Junge.“ — „Ich werde Dampf lassen.“ — „Mach, was du willst, Milachen.“ Und ich kaufte zwei Fahrkarten nach Puszta

Magyarad, Richtung Endstation Füzes-Gyarmat, inmitten der unendlichen Puszta. Ich bemerke nebenbei, daß das kluge Kind stets fragte: „Wann werden wir dort sein?“ Endlich war es soweit. Wir gingen von der Station Puszta Magyarad aus in die Einöde, mehr als anderthalb Tage, und inmitten der Puszta sagte ich zu Míla, er solle auf mich warten. „Warum soll ich warten, Onkel?“ — „Weil du so ein Köpfchen bist“, und ich entfernte mich rasch. Nur hinter mir hörte ich noch sein unschuldiges Stimmchen: „Warum läufst du, Onkel?“ Und eine Weile später: „Onkel, warum beißen mich die Ameisen...?“
Und das ist mein Geständnis.

(1912)



Ein gefährlicher Helfer

I

Unter allen Umständen pflege ich mit meiner körperlichen Tüchtigkeit oder ähnlichem zu prahlen. Ich habe mit einer solchen Frechheit lügen gelernt, daß ich mich sogar einige Male selbst belog. Ich prahle mit Dingen, von denen ich überhaupt nichts oder nur sehr wenig verstehe, und das wenige bringe ich gewöhnlich auch noch durcheinander. Dazu habe ich noch das Pech, daß die Anwesenden für gewöhnlich Fachleute sind, die mir zunächst immer im guten erklären wollen, daß ich mich im Irrtum befinde. Ich widerspreche lebhaft und verwickle mich stets mehr und mehr in Unsinnigkeiten, so daß den Fachleuten oft nichts anderes übrigbleibt, als gegen mich Brachialgewalt anzuwenden.

So wollte mich zum Beispiel vor einem Jahr ein Gärtner erschießen, als ich ihm über eine Stunde lang klarzumachen suchte, daß es gelungen sei, eine Kiefer mit einem Apfelbaum zu kreuzen und umgekehrt, was zur Folge gehabt habe, daß

die Kiefer eine reiche Apfelernte brachte, während der arme Apfelbaum lauter Kiefernzapfen trug und die Eichhörnchen fröhlich auf ihm herumturtelten.

Der Gärtner bat mich damals, auf ihn zu warten, er wolle sich bloß von zu Hause das Gewehr holen. Ob er mit diesem wirklich zurückgekehrt ist oder nicht, weiß ich nicht, denn ich habe mich inzwischen vorsichtshalber entfernt.

Ein andermal geriet ich in einen Konflikt mit einem Tierarzt. Es handelte sich um die Tollwut. Ich erklärte ihm, daß die Tollwut auch auf Schwalben übertragbar sei, was jedoch sehr selten geschehe, da eine Schwalbe gewöhnlich nicht mit tollen Hunden in Berührung komme.

„Meinen Sie das im Ernst?“ rief der Herr Tierarzt. Dabei lief er rot an wie ein Mensch, dem ein Anfall droht und der unbedingt beruhigt werden muß.

„Völlig ernst“, erwiderte ich ruhig. „Sie wissen gar nicht, was für einen Lärm so eine tollwütige Schwalbe vollführen kann. Sie fängt keine Fliegen mehr und bellt.“

Der Herr Tierarzt stürzte nach diesen Worten vom Sessel. Ob man ihn wieder zu sich brachte oder nicht, weiß ich nicht, da ich mich rasch, wie bei der Angelegenheit mit dem Gärtner, entfernte. Ich verfolgte später in den Zeitungen die Rubrik „In Prag starben“ gewissermaßen aus Pietät, ich fand jedoch seinen Namen nicht.

Sehr gefährlich ist es auch, sich in Gegenwart von Polieren über den Häuserbau zu äußern. Einst setzte ich einer Gesellschaft auseinander, wie ich mir ein modernes Haus vorstelle.

Plötzlich trat ein Herr an mich heran, legte mir sehr aufgeregt die Hand auf die Schulter und fragte: „He, wo haben Sie den Schornstein gelassen, wo die Fenster, die Türe, die Grundmauern, das Dach?“

Tatsächlich, diese Kleinigkeiten hatte ich übersehen. „Die Grundmauern sind vollkommen überflüssig“, entgegnete ich ernst. Mit einem einzigen Schlag streckte er mich nieder, und als er auf mir kniete, schrie er mir ins Ohr: „Mensch, wie wollen Sie das ohne Grundmauern bauen?“

Und so gerate ich aus einer Schwierigkeit in die andere, und das, erlauben Sie mir diese Worte, nur wegen meiner verdammten Schnauze.

Das Ärgste, was mich traf und mir auf meiner Wanderung

durch dieses Jämmertal begegnete, waren die Feldarbeiten in dieser schweren Zeit.

Es ist erstaunlich: Niemals kam mir der Gedanke, daß auf dem Felde zu arbeiten schwerer sei, als im Café „Union“ zu sitzen und durch das Fenster die Ferdinandstraße zu beobachten, kurz, daß überhaupt irgendeine Arbeit existiere.

Die schwerste Arbeit, die ich bisher je unternahm, war die, daß ich hundert Bogen Papier mit nach Hause nahm, sie zurechtschnitt und dann mit den unbeschriebenen Blättern zu einem Verleger lief, um aus ihm einen Vorschuß herauszulocken.

Nach den letzten Ereignissen nahm ich mir vor, auch einmal wirklich zu arbeiten und meinen beleibten Körper den Landbewohnern vorzuführen.

Und so beförderte ich meine neunzig Kilo Speck zu meinem Freund Hrnčíř nach Jesená. Am ersten Abend begann ich über die Nützlichkeit der Arbeit zu sprechen und zeigte mich erfreut darüber, daß ich endlich wieder eine Heugabel in den Händen halten dürfe.

„Wozu willst du eine Heugabel?“

„Nun, zum Heuwenden.“

„Da irrst du dich ein wenig. Dazu ist der Rechen da“, belehrte mich Hrnčíř. „Eine Gabel bekommst du später, wenn wir Garben auf den Wagen laden.“

„Das tu' ich schrecklich gern“, beteuerte ich. „Aber ich nehme nicht nur eine, sondern gleich vier, fünf Garben und werfe sie auf den Wagen. Und was den Rechen betrifft, mit dem verichte ich wirkliche Wunder. Bei meinem seligen Großvater“ — den Armen ziehe ich immer mit ins Spiel hinein — „habe ich einmal zwanzig Morgen Heu gewendet, eigentlich, was sage ich da, fünfunddreißig Morgen; so hab' ich mir in die Hände gespuckt, siehst du, wie ich mir in die Hände gespuckt habe, und es ging. An einem Nachmittag habe ich es geschafft. Und Garben, ich sagte schon, wenn ich mich nicht irre, fünf auf einmal, und das machte ich immer so.“

Freund Hrnčíř blickte mich mit stummer Bewunderung an und sagte: „Also da fangen wir morgen an. Wir werden die Gerste umwenden.“

„Das mache ich schrecklich gern“, versicherte ich schnell, „einmal habe ich eine ganze Fuhre Gerste umgewendet, du ahnst ja gar nicht, was ich alles kann, Gerste umwenden oder Roggen oder Weizen oder Kartoffeln...“

„Kartoffeln?“

„Nun ja, Kartoffeln. Ist denn das so sonderbar? Bei meinem seligen Großvater haben wir die Kartoffeln einmal gemäht, sie sind naß geworden, und wir stellten sie in Puppen auf, dann haben wir sie gewendet und umgedreht, bis sie wieder trocken waren.“

Freund Hrnčír's Bewunderung für mich verebte. „Was redest du da um Gottes willen für Unsinn?“

„Wieso Unsinn“, verteidigte ich mich. „Es war damals ein sehr feuchter Sommer; besonders bei meinem seligen Großvater. Das Nachbardorf hatte einen trockenen Sommer, aber bei uns wuchs alles üppig. Die Pflaumen waren so reif, daß sie zu keimen begannen. Mein seliger Großvater hatte ein paar Getreidekörner im Rockschoß stecken, und eines Morgens wuchs ihm aus der Tasche Korn.“

„Ich bitte dich“, riet mir Hrnčír besorgt, „geh schlafen. Die Reise und die heutige Hitze haben dich irgendwie angegriffen.“

Als ich im Bette lag, hörte ich Hrnčír nebenan sagen: „Ich glaube, er versteht überhaupt nichts, kann kaum Roggen von Weizen und Gerste von Hafer unterscheiden.“

„Du Schlaumeier“, dachte ich mir. „Der Weizen hat lange Grannen, oder, mein Gott, ist es der Hafer?“

II

Frühmorgens ging ich mit Hrnčír auf das Feld. Der Tag war so heiß, daß ich, noch bevor die kurze Strecke zurückgelegt war, vollkommen auszutrocknen drohte. Ich schwitzte dermaßen, daß ich schon auf das traurige Schicksal, mich aufzulösen, gefaßt war.

Man erwartete mich schon auf dem Feld. Ich hörte die Frauen, die dort mit dem Rechen standen, zueinander sagen: „Das ist der Herr, der fünf Garben auf einmal nimmt.“ Freund Hrnčír hatte sie also inzwischen schon freundlichst informiert. Vor mir lag in Häufchen die gemähte Gerste. Bis ins Unendliche sah ich sie liegen, und es schien mir, als warte sie nur auf mich.

„Also, fangen wir an“, sagte Hrnčír. „Sie ist unten noch naß, sie muß trocknen.“

„Was ist schon dabei“, entgegnete ich.

Ich nahm also von dem Häufchen ein wenig Gerste in die Hand und wendete sie, dann nahm ich wieder eine Handvoll ...

„Mensch, was machst du denn da?“ wunderte sich Hrnčír.

„Hier, nimm dir den Rechen, faß das Häufchen an einem Ende an, und siehst du, die feuchte Seite liegt schon oben. Und du hast von Landarbeit erzählt!“

„Bei meinem Großvater haben wir es nicht anders gemacht“, entschuldigte ich mich, „wir haben zum Beispiel den Roggen gar nicht gemäht. Wir haben ihn nur so mit der Hand samt den Wurzeln ausgerissen ... damit nämlich kein Stoppelfeld stehenbleibt.“

Hrnčír hörte mir nicht zu. Er ging weiter und dachte sich offenbar sein Teil.

Der Schweiß tröpfte nicht mehr, der Schweiß stürzte an mir herab wie ein Wasserfall und biß mir in den Augen. Und die Mücken fielen blutdürstig über mich her, als ob sie gewußt hätten, daß sie zur Zeit des Weltkrieges lebten. Ich wendete unter diesen Qualen vorsichtig die Häufchen und rief: „Hrnčír, ich hab' schon acht gewendet.“



Beim neunten Häufchen begann mir vom Krümmen und Bücken der Rücken zu schmerzen; beim elften fiel ich auf das Häufchen nieder, und ratlos, zerschunden, als hätte ich den Montblanc bestiegen, irrte ich hoffnungslos über das Feld. Die Reihen der Gerstenhäufchen lachten mich aus, und Freund Hrnčič rief hinter mir:

„Was ist mir dir?“

„Bei meinem seligen Großvater haben wir immer nach jedem elften Häufchen ausgeruht“, erklärte ich niedergeschlagen, „das war praktisch wegen des Zählens. Wenn wir zum Beispiel meldeten, daß wir vierundvierzigmal ausgeruht hatten, bedeutete das vierhundertvierzig Häufchen. Danach wußte man schon...“

Hrnčič stellte mich auf die Beine. „Also mach schon“, sagte er barsch. „Das kann deiner Gesundheit nur dienen. Das hier ist deine Reihe. Sieh nur, wie weit wir dir schon voraus sind. Jetzt mußt du das zur Seite werfen. Mein Gott, was hast du mit den Häufchen angestellt, du hast sie doch alle auf einen Haufen geworfen.“

„Selbstverständlich“, rechtfertigte ich mich, „weil ich die ganze Arbeit praktisch organisieren will. Ich mache einen Schober, und den Schober wende ich dann auf einmal um. Was sollen schon diese Häufchen! Bei meinem seligen Großvater haben wir auf diese Weise zweitausend in zwei Stunden gewendet. Wenn du durchaus willst, so werde ich alles wieder auseinanderbreiten, aber ich halte das für unpraktisch.“

„Es muß doch trocknen“, versuchte mir Hrnčič zu erklären.

„Du hast doch gesagt, daß ihr eine Darre habt“, wendete ich ein.

„Die ist doch für Obst und nicht für Getreide“, rief er verzweifelt.

„So, ich habe doch gar nichts so Böses gesagt“, beruhigte ich ihn, „ich dachte ja nur an die praktische Seite der Sache.“

Beide gingen wir unserer Arbeit nach. Ich zerstreute den mühsam zusammengetragenen Haufen und begann die Haufenreihe auf der linken Seite zu wenden. Ich arbeitete mit doppelter Energie.

Als ich so eine Viertelstunde lang gewendet hatte, kam Hrnčič herbeigelaufen. „Um Gottes willen“, rief er schon von weitem, „du drehst ja das wieder um, was wir schon gewendet haben. Jetzt ist die feuchte Seite wieder unten, wie zuvor, ehe wir mit

der Arbeit angefangen haben. Wie willst du mir das hier wieder ausreden?“

„Ganz leicht“, antwortete ich, „bei meinem seligen Großvater haben wir das immer so gemacht. Durch das ständige Wenden trocknet das Getreide viel rascher, denn die Luft kann richtig dran. Manchmal haben wir das Getreide auf Leinen aufgehängt, so wie man die Wäsche trocknet.“

Ich bemerkte, daß Freund Hrnčič die Zähne zusammenbiß. Er überwand jedoch seine Erregung und sagte: „Sei so gut und geh dorthin zu dem Mädchen, das einer Frau das Kind bewacht, und sage ihm, es solle wenden kommen, und du kannst inzwischen auf das Kind aufpassen.“

„Bei meinem seligen Großvater...“

„Nun geh schon.“

Ich ging mit Freuden. Also ist das Kinderhüten auch eine Feldarbeit.

Es war ein hübsches einjähriges Büblein. Ich setzte mich mit ihm zu einer Quelle, plötzlich rutschte mir der Bub aus den Händen und fiel ins Wasser.

„Hrnčič!“ rief ich, „borg mir den Rechen, das Kindchen ist mir in die Quelle gefallen.“

Ich zog es lieber ohne Rechen aus dem Wasser, damit es nicht zu spät würde, aber einen Auflauf gab es doch. Die erregte Mutter trocknete weinend statt der Gerste ihr Söhnchen, und Hrnčič bemerkte: „Hast du auch bei deinem seligen Großvater die Kinder immer in die Quelle fallen lassen?“

„Vier bis fünf auf einmal“, stotterte ich, ohne zu wissen, was ich redete, denn auch in diesem tragischen Augenblick dachte ich an Garben.

Die Frauen sahen mich voll Entsetzen an. „Weißt du was“, sagte Freund Hrnčič, „geh einstweilen Bier trinken. Ich hole dich vor dem Mittagessen ab, und nach dem Essen gehen wir dann zu Sameks aufs Feld, Garben laden. Vielleicht bist du für eine schwere Arbeit besser geeignet.“

„Na dann gute Nacht“, dachte ich mir, „also ich eigne mich für eine schwerere Arbeit. Und was ich bis jetzt erlebt habe, das war wohl nichts?“

Auf Sameks Hof und im Gasthaus hatte man schon von dem Herrn gehört, der nicht nur eine, sondern vier und fünf Garben auf einmal auf den Wagen wirft. Es versteht sich von selbst, daß man einen solchen tüchtigen Helfer ordentlich bewirten muß. Nach einer gründlichen Erfrischung fuhren wir also aufs Feld.

Man drückte mir etwas Interessantes in die Hand. Es war eine Stange, und am Ende waren sehr sinnreich drei Stacheln befestigt. „Wo hab' ich denn die Getreidegabel“, fragte ich Herrn Samek.

„Die haben Sie doch in der Hand“, antwortete der Bauer verwundert. „Verzeihen Sie, ich dachte, es wäre eine Heugabel“, bemerkte ich beiläufig und begann eilig davon zu sprechen, daß es bestimmt regnen würde, daß es regnen müsse, damit es nicht so heiß sei. Die Leute auf dem Lande hören das nicht gern, wenn sie ihr Getreide in die Scheune einfahren wollen. So stritten wir also eine Weile hin und her. Endlich standen wir inmitten der Weizengarben auf dem Feld. Die Garben waren verdammt schwer.



Wir begannen mit dem Aufladen. In dieser Hitze packte ich es schlaun. Ich band die Garbe auf, nahm immer eine Handvoll Getreide auf die Gabel und trug es zum Wagen.

„Was machst du da?“ rief Freund Hrnčir aus.

„Ich mach' mir's leichter“, sagte ich, „denn auf diese praktische Weise...“

Hrnčir reichte mir die Getreidegabel, die ich inzwischen in die Erde gestoßen hatte, da ich ihm die Logik meiner Arbeit sichtbar machen wollte.

„Blamier mich nicht“, bat er. „Spieß die Garbe auf und lade sie auf den Wagen!“

Stellen Sie sich vor, daß Sie auf einer eineinhalb Meter langen Stange eine Fünfzehn-Kilo-Hantel heben und diese dann nicht einmal, sondern fünfzigmal, hundertmal, unzählbare Male drei Meter in die Höhe werfen sollen!

Ich faßte die Getreidegabel am anderen Ende, spießte von weitem eine Garbe auf, hob und ächzte.

Ich taumelte mit der Garbe zum Wagen und warf sie dann hinauf.

Die Kräfte verließen mich rasch, aber bei der zehnten Garbe nahm ich mich zusammen. Ich stemmte sie mit voller Kraft dem Knecht entgegen, der oben auf dem Wagen stand und die Garben zurechtlegte.

Es war die letzte gewaltige Entfaltung meiner Kräfte. Ich stieß Stefan vom Wagen wie einen Apfel vom Baum, und er fiel auf eine Frau, die soeben einen großen Krug Bier zum Vesper aufs Feld brachte.

Ein schrecklicher, kläglicher Schrei ertönte, denn das Bier war dahin. Als sich alle beruhigt hatten, forderten sie mich auf, die Getreidegabel wegzulegen.

Ich beteuerte, daß ich den besten Willen habe. Man stellte mich jedoch zu den Pferden und erklärte mir, daß das keine Degradierung sei, was ich jedoch nicht glaubte.

Bei den Pferden bewährte ich mich aber auch nicht. Ich sagte immer im falschen Augenblick „hü“, so daß die Pferde anzogen, der Wagen losfuhr und der arme Stefan wieder herunterfiel.

Man schickte mich also vom Gespann weg und achtete nicht mehr auf mich. Ich spazierte auf dem Feld wie ein Verriebener umher, und schließlich setzte ich mich auf den Feldrain. Ich unternahm einen letzten Versuch, mich nützlich zu machen,

und griff nach der Getreidegabel. Aber man entriß sie mir. Ich setzte mich also wieder auf den Feldrain. Die Fliegen und Mücken belästigten mich, und in ihrer Verkommenheit und Ruchlosigkeit stach mich eine Bremse in die Hand, so daß diese stark anschwell. Niemand bedauerte mich.

Als Fräulein Anička, die Tochter des Bauern, welche auch fleißig die Garben band, an mir vorbeiging, sagte ich zu ihr: „Bitte, sehen Sie sich doch an, was so eine Bremse kann, das ist sonderbar.“

„Bremsen gibt es jetzt viele“, sagte Anička, anstatt mich zu bedauern. „Es gibt wenig Vieh auf den Feldern, denn man versorgt damit das Militär, und so hat sich die Bremse auf Sie gesetzt.“

Bis heute weiß ich nicht, wie sie es gemeint hat.

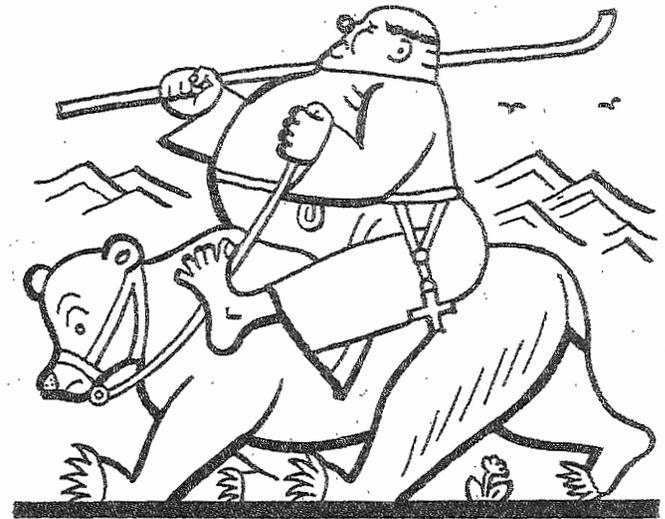
Es gibt eine Verordnung, die besagt, daß überall in den Dörfern ein Verzeichnis der Personen für die Feldarbeit aufzustellen ist. Jeder soll helfen.

Als der Gemeindepolizist auf Hrnčičs Hof kam, um die arbeitsfähigen Personen einzutragen, blickte er mich an und sagte: „Sie werde ich nicht einschreiben. Sie sind wohl ein zu gefährlicher Helfer.“

Und so scheint mir, daß ich niemals auf dem Felde der Feldarbeiten meine Lorbeeren gewinnen werde, obwohl bei meinem seligen Großvater...

Mein Gott, was quatsche ich da wieder...

(1914)



Die Heiligen und die Tiere

Marcianus und die Schlangen

Als eines Tages der heilige Marcianus mit seinem Schüler, dem heiligen Eusebius, beisammensaß, näherte sich ihnen eine riesige Menge schrecklicher Schlangen. Eusebius wollte fliehen, doch Marcianus beruhigte ihn: „Vertraue nur auf Gott.“ Nach diesen Worten zerfielen die Schlangen in Staub, den der Wind in alle Winkel der Erde verwehte.

Das geschah im dritten Jahrhundert nach Christi.

Romedius und der Bär

In dem Buch „Bavaria Sancta“ (Das heilige Bayern) steht zu lesen: Der heilige Einsiedler Romedius wollte sich einst, wie er es schon früher des öfteren getan hatte, zu seinem Freund, dem heiligen Vigilus, nach Triest begeben, mit dem er Umgang

pfliegte. Der fromme Einsiedler setzte sich also auf ein Eselchen und ritt über Berg und Tal. Plötzlich aber, als er von seinem Reittier abgestiegen war, um es weiden zu lassen, brach aus dem Dickicht ein Bär hervor, der sich auf der Stelle das Eselchen gut schmecken ließ. Da ging Romedius unerschrocken auf den Bären zu und befahl ihm, das Halfter, das allein von dem seligen Esel übriggeblieben war, vom Boden aufzunehmen und sich dieses selbst ins Maul zu legen. Der Bär tat es, vor Angst zitternd, und der heilige Romedius schwang sich auf den Bären und ritt auf ihm bis nach Triest, wo er glücklich am 7. Juni 520 nach Christi ankam.

Die heilige Theodora und das Krokodil vom Nil

Die heilige Theodora aus Alexandria in Ägypten sollte einen reichen Heiden zum Manne nehmen. Was konnte sie dagegen tun? Sie floh aus dem Hause und begab sich in Männerkleidung in ein Kloster. Dort rang sie inmitten der Mönche mit mancher Versuchung, der sie jedoch immer glücklich widerstand. In der Nähe des Klosters gab es einen Teich, von dem die Mönche Wasser zu holen pflegten. In diesem Teiche ließ sich ein schreckliches Krokodil vom Nil nieder, das die armen Mönche ins Wasser zog. Die heilige Theodora nahm sich vor, das Krokodil mit Gottes Wort zu überwinden, und die Klagen der Mönche nicht achtend, ging sie eines Tages allein zum Teich. Als das Krokodil einen Menschen kommen sah, kroch es aus dem Wasser und wollte ihn verschlingen. Nachdem sich jedoch die heilige Theodora mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet hatte, ging sie ihm unerschrocken entgegen und befahl ihm: „Gehe ins Wasser und schade nie wieder!“ Das Krokodil erschrak so sehr, daß es kopfüber in den Teich stürzte und nach einer Weile in den Wassern ertrank.

Das Haupt der heiligen Ursula und die Taube

Lange Zeit war das Haupt der heiligen Ursula nicht aufzufinden, bis endlich durch Gottes Gnade sich folgendes zutrug: Der heilige Kumbertus, Bischof zu Köln, der nach dem Haupte der Märtyrerin suchen ließ, saß eines Tages betrübt

in seinem Zimmer, als plötzlich eine Taube durch das offene Fenster geflogen kam, die im Schnabel ein Pergament trug. Sie ließ es vor dem verwunderten Bischof fallen, und der las: *Mea caput in ecclesia Bambergis, dextra pars. Sancta Ursula.* (Mein Haupt ruht im Bamberger Dom, rechter Hand.) Als man sich auf das Schreiben der heiligen Ursula hin nach Bamberg begeben hatte, fand man dort tatsächlich ihr Haupt, das sich heute noch im Kölner Dom befindet. Das Pergament habe ich ebenfalls dort gesehen, und es ist wirklich von einer Frauenhand geschrieben. Sogar die ausgestopfte Taube aus dem siebenten Jahrhundert nach Christi ist zu sehen. Und damit das Wunder vollkommen sei, ist die Schrift auf dem Pergament mit Alizarintinte geschrieben, die zu jener Zeit noch gar nicht erfunden war.

Der Bischof Korbian und der Adler

Als der heilige Korbian mit seinem Gefolge durch Italien zog, konnten seine Begleiter nicht ein Stückchen Fleisch zur Stärkung finden. Da sie darüber murrten, sagte Korbian: „Ihr werdet sehen, Gott schickt uns eine Speise vom Himmel.“ Kaum gesagt, sahen sie, wie ein Adler, der ein Lamm trug, über ihren Köpfen dahinschwabte und seine Beute in die Mitte ihres Lagers fallen ließ. Nach dem Zeugnis des heiligen Korbian trug das Lamm an einem Bein einen kleinen Beutel, der das für die Zubereitung eines saftigen Bratens notwendige Salz und Gewürz enthielt.

Der Einsiedler Gutlach und die Schwalben

Die einzigen Gesellschafterinnen des Einsiedlers Gutlach in der Wüste waren die Schwalben, die sein graues Haupt umschwebten. Jener heilige Mann nährte sich von Wurzeln. Einst aber herrschte eine solche Dürre, daß Gutlach viele Tage lang keine Wurzeln finden konnte und schon dem Hungertod nahe war. Als er so umherirrte, ertönte plötzlich von oben eine Stimme: „Kehre nach Hause zurück — kehre nach Hause zurück!“ Da ging er heim und fand auf seinem Tische in der Einsiedelei ein Dutzend Schwalben auf einer großen Schüssel gebraten und

gefüllt. Es waren Schwalben, die durch Gottes Fügung sich selbst gebraten und gefüllt hatten.

Der heilige Sola und die Ameisen

Magnus Jocham belegt im Buche „Bavaria Sancta“ die wundertätige Macht des heiligen Sola mit folgendem schönem Beispiel: Der heilige Sola ging eines Tages in den Wald, wo er von zwei Wölfen überfallen wurde. Er führte zu seinem Schutze nichts weiter bei sich als den festen Glauben an Gott. Er befahl also im Namen des Herrn den Waldameisen, ihn zu schützen, was diese auch bereitwillig taten. Sie griffen mit einer solchen Heftigkeit die Wölfe an, daß diese flohen.

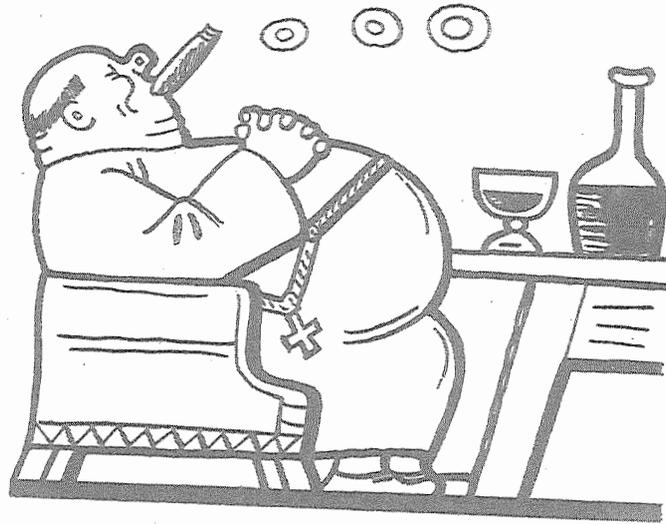
Konrad und die Spinne

Aus dem Leben des heiligen Bischofs Konrad von Konstanz im Schweizer Lande erzählt uns ein altes Schriftstück aus dem zehnten Jahrhundert einen nicht minder sonderbaren Fall. Als der betreffende Bischof bei der Kommunion gerade im Begriffe war, aus dem Kelch den Wein zu trinken — der sich durch das allerheiligste Mysterium in das Blut des Herrn verwandelt —, fiel plötzlich aus dem Gewölbe eine kleine Spinne direkt in den Kelch. Unbeirrt trank der Bischof den Wein samt der Spinne aus. „Und es kam“, heißt es in jenem alten Schriftstück, „die kleine Spinne am anderen Tage wieder aus dem Leibe des Bischofs heraus, frisch und munter und fröhlich, in Anwesenheit des Kurfürsten von Bayern und vieler geistlicher Fürsten, die über dieses Wunder jubelten. Die Spinne pflegten und fütterten sie dann bis zum Tode.“ Dieses Ereignis ist in der Baseler Kathedrale von einer ungefügen Hand — aber dafür desto wahrheitsgetreuer — festgehalten worden. Über dem Hinterteile des Bischof schwebt bei diesem Wunder eine Gloriole...

Der Leser des „Čech“ und der Esel

Ein frommer Katholik — Küster und eifriger Teilnehmer an Prozessionen — begegnete einst unweit des Heiligen Berges zu Böhmen einem Atheisten, der ihn auslachte. Der fromme Mann wandte seinen Blick gen Himmel, und in dem Augenblick verwandelte sich der Atheist in einen Esel. Der Küster dankte Gott, und andererseits tat es ihm leid, daß jener Mann zu einem Tier geworden war. Deshalb betete er von neuem zu Gott, und aus dem Esel wurde wieder ein ordentlicher Mensch, der dann nach einigen Monaten in die Redaktion des „Čech“ eintrat.

(1909)



Im Kloster von Beckov

Vor vier Jahren lernte ich die Herren Mönche aus dem Kloster in Beckov kennen. Es waren angenehme Franziskaner, und ich möchte alles erzählen, was ich bei ihnen erlebte. Ich kam nach Beckov an der Waag, um unter der dortigen Bewohnerschaft nach den Resten der Kumanen zu forschen. Es ist nicht nötig, dies alles näher zu erklären, weil daran nur so viel wahr ist, daß ich mich mit diesem Einfall ins Kloster einschmuggelte — kurz, daß ich den ehrwürdigen Abt mystifiziert habe. Ich klopfte an die Klosterpforte und überreichte meine Visitenkarte. Auf der Rückseite stand: „Ich wende mich an Sie, Hochwürden, in der Angelegenheit der Kumanen, deren Spuren ich im Waagtal nachgehe.“ Darunter stand bescheiden: „Ich bitte um Nachtquartier und um die Erlaubnis, im Klosterarchiv zu studieren.“ Der Pater, der mir aufmachte, lud mich gleich in die Ambiten ein und ging, um mich dem Abt Eusebius zu melden. Eusebius erschien nach einer Weile. Er reichte mir die Hand und erklärte verlegen, daß er nichts über die Kumanen wisse.

Er wußte also ebensoviel wie ich, was aber das Klosterarchiv betraf, so teilte er mir mit, daß es zu meiner Verfügung stehe und daß ich mich im Kloster aufhalten könne, solange ich wolle. Dann führte er mich ins Refektorium, wo die Herren Mönche Schach spielten.

Er stellte mich den Mönchen vor, und Pater Liberatus zeigte mir mein Zimmer, von wo aus man einen herrlichen Blick auf die Waag hatte. Er öffnete das Fenster und wies ringsum in die Gegend: „Das alles ist unser!“ Es waren fruchtbare Ebenen, in denen weit und breit golden das Korn glänzte. Die grünen Wiesen, die blauen Wälder, das alles ringsumher gehörte den Franziskanern von Beckov.

Er sprach mit mir über den Segen Gottes, seine Augen glänzten vor Begeisterung — seine Wangen vor Speck.

Er lud mich in sein Zimmer ein, wo in den Fenstern Rosen und Basilienkraut dufteten, er öffnete einen Schrank und holte eine Büchse Ölsardinen heraus, machte sie auf, bot mir davon an und holte aus einem anderen Schrank eine Flasche Kognak.

Dann tranken wir, rauchten Zigarren und sprachen über allgemeine Dinge — über die Überschwemmung, die man vergebens erwartete, weil inbrünstige Gebete sie abgewendet hatten, über das heilige Jahr — über die Ernte — wie der allmächtige Gott das Getreide gedeihen lasse — wie schön das Heu und der Klee seien.

Er führte mich in den Turm des Klosters hinauf, und indem er auf eine Gebäudegruppe tief unten hindeutete, sagte er, daß das, was ich dort sähe, die Klostergehöfte seien, die ungefähr 400 Stück Vieh beherbergten, darunter 300 Schweine, und daß sie neben diesen Gehöften noch eine Hühnerfarm besäßen. Ein Stück weiter befände sich dann eine Schäferei mit 400 Schafen, und wieder ein Stück weiter, am Wald stehe ein Hof, wo sie junge Fasane züchteten. In den Wäldern der Umgebung beschäftigten sie acht Heger und zwei Förster. Es gebe genügend Wildbret: Rehe, Damhirsche und Hochwild, Hasen, Rebhühner und Schwarzwild.

Als er dies alles so lebhaft beschrieb, faltete der liebe Pater Liberatus die Hände und rief aus: „Gott ist sehr gnädig.“

Währenddessen suchte man uns schon, das Abendbrot stand bereit.

Zu zwölft saßen wir um einen langen Tisch, und während wir

uns erhoben und kurz beteten — damit uns Gott gnädig einen guten Appetit gebe —, trugen die Mönche schon die Speisen auf.

Alle Achtung vor ihrer Küche. Gott der Allmächtige leitete die Hand der Mönche-Küchenmeister im Kloster von Beckov glücklich, und in seiner unendlichen Güte schenkte er uns eine Hühnersuppe mit feingehacktem Hühnermagen und Hühnerbrust, ein Gläschen Madeira und gleich darauf einen Fasan, mit Kastanien gefüllt.

Die Barmherzigkeit Gottes erwies sich als noch größer, als man junge Gänse mit Salat brachte.

Die Freude leuchtete den Mönchen aus den Augen, und bevor die gebackenen Forellen aufgetragen wurden, dankten wir in einer kurzen Pause erneut dem lieben Gott. Die Forellen waren ausgezeichnet. Wir begriffen die Güte Gottes, der alle diese guten Sachen geschaffen hatte, damit es den Franziskanern zu Beckov wohl ergehe.

Gott schuf auch den Wein. Und was für einen Wein sie im Kloster zu Beckov hatten!

Einen so herrlichen und vorzüglichen Wein, daß man nicht genug davon trinken konnte und daß wir stets von neuem die Gläser füllen mußten.

So vergingen die Stunden in geselligem Gespräch — wir rauchten Zigarren, und der Abt erzählte hübsche Geschichten.

Ein Wort gab das andere — bald ergriff Pater Fortunatus das Wort, bald wieder Pater Liberatus und sie begannen schweiniische Anekdoten zu erzählen, die sie folgendermaßen einzuleiten pflegten: „Man sollte es nicht glauben, wie verdorben die Welt heutzutage ist. Als ich zu einem Festmahl in das Trenčiner Kanonikat fuhr — da berichtete mir der Kutscher, was für eine Schweinerei ihm ein Herr erzählt habe. Der Halunke sündigte mit Worten — ich übertreibe nicht, denn die Geschichte hat folgenden Inhalt.“

Und schon flossen die Worte — manches deutete man durch Gebärden an, und dann bot man uns den feinsten Kognak an. Aber da ging schon die Sonne über Trenčín auf.

Hol's der Teufel! Ich hatte keine Lust zu schlafen. Als die Herren Patres ihre Zimmer aufsuchten, stahl ich mich aus dem Kloster und spazierte durch die Felder.

Auf den Wiesen herrschte schon ein reges Leben. Im Morgengrauen mähte man Gras für das Vieh des Klosters. Am

Waldrand dangelte ein altes Männchen die Sense: „Gott gebe Gesundheit!“

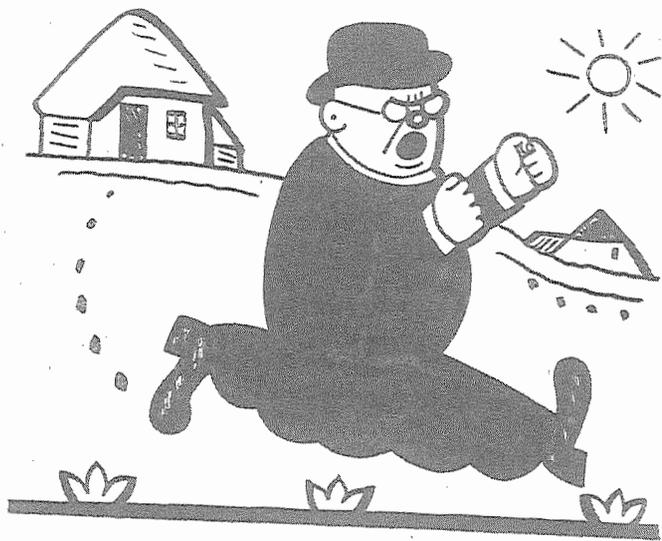
„Wie geht es?“ fragte ich das Männchen.

„Wahrhaftig, ich will mich nicht versündigen, aber wie sollte es mir gut gehen“, entgegnete der Alte.

„Wie sollte es gut gehen“, wiederholte er wehmütig, „den ganzen Tag arbeite ich für die gnädigen Herren aus dem Kloster, und sie zahlen zwölf Kreuzer den Tag, ohne Kost — weil sie für den Papst sparen müssen.“

Er bekreuzigte sich und dangelte in der Morgenstille weiter — die Nebel hoben sich über der Waag, und im Kloster zu Beckov schnarchten zwölf Franziskaner.

(1910)



Eine moralische Geschichte

Die Gräfin von Schwarz unterhielt intime Beziehungen zu dem jungen Schloßpfarrer, der ein großer Feind der Unsittlichkeit war; denn Gott sieht und weiß alles. Da der Pfarrer ein Verhältnis mit der Frau Gräfin hatte, haßte er besonders die Unsittlichkeit beim armen Volke.

Er bekannte der Gräfin seine Liebe zum ersten Male in der Schloßkapelle. Und dann sagte er: „Tochter, gehe und sündige fortan nicht mehr.“ Das wirkte so komisch, daß die Gräfin alles tat, um ihn zu einer Wiederholung jener biblischen Worte zu veranlassen.

Er teilte sich also mit dem Grafen in die Gunst der Gräfin, und in seinen Predigten donnerte er gegen die Unzucht, die in der Umgebung des Schlosses in einer ganzen Reihe niedriger Hütten wucherte. Alle waren von Leuten des Herrngutes bewohnt.

Die Kinder der Arbeiter besuchten die Schule, wo ihnen einige Nonnen lauter schöne Dinge über die heilige Religion erzählten. Das Ergebnis war, daß es den Kindern den Kopf verwirrte

und sie ganz dumm dasaßen, wenn sie zu Hause die Eltern fluchen hörten.

Was nützt es aber, daß die lieben Kinder durch den Einfluß der Nonnen blöd und schon zu Lebzeiten Engel werden, wenn doch die Eltern in der Finsternis umherirren und ihre Seelen von den weltlichen Gelüsten und Leidenschaften nicht befreien können?

Die Gräfin von Schwarz dagegen vollbrachte viele gute Taten, die ihre Sünden aufwogen.

Ein schlechtes Beispiel verdirbt jedoch die guten Sitten, und es half nichts, daß der Pfarrer nach einer mit der Gräfin durchwachten Nacht desto mehr gegen die Unsittlichkeit donnerte. Die Leute mieden das Pfarramt, sie legten ihre Tauscheine nicht mehr vor, verlangten keinen Segen mehr und wollten auch den Herrn Pfarrer nicht mehr dafür bezahlen.

Jemand sagte zum Beispiel: „Mädel, pack deine Sachen und zieh zu mir!“ Und schon lebten sie zusammen zum Entsetzen der Gräfin und des Schloßpfarrers, die sich lebhaft das Schicksal der Sünder nach ihrem Tode vorzustellen vermochten.

„Wir sehen an uns selbst, wie schwer es ist, der Versuchung zu widerstehen“, seufzte der Herr Pfarrer, „wir beide, ich nämlich und Sie, Euer Gnaden, haben einen starken Willen, aber das Fleisch ist schwach, was du, allmächtiger Gott, sicher siehst; aber das schreckliche ist, wenn arme Leute in Unzucht leben. Was hilft denn eine Predigt, wenn die Unglückseligen nicht die Kirche besuchen.“

„Versuchen Sie es also durch Ihr persönliches Einschreiten, Hochwürden...“

„Ich werde es versuchen“, entgegnete der ehrwürdige Mann und küßte dabei die Gräfin auf den Nacken.

Am Sonntag begab er sich also zu Vejvoda, um ihm zu erklären, daß das Konkubinat eine Erfindung des Satans sei. Vejvoda saß am Tisch und rauchte seine Pfeife, die Petrová strickte einen Strumpf, und auf dem Bett tollten ihre Kinder umher. Sie boten dem Herrn Pfarrer den einzigen Stuhl an, und Vejvoda setzte sich zur Petrová auf die Bank.

Der Schloßpfarrer jagte ohne jede Einleitung die Kinder aus der Stube und begann den beiden ins Gewissen zu reden.

„Ihr hättet vorsichtig und aufmerksam sein sollen, bevor es mit Euch so weit kam, daß Ihr im Konkubinat lebt. Denn der

Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könnte.“

„Ja, ja“, sagte Vejvoda.

„Sie ahnen nicht, Vejvoda, welche heilige Einrichtung der Ehestand ist!“

„Ja, ja, Hochwürden, das stimmt!“

„Also sehen Sie, Vejvoda, und Sie, Petrová, der Ehestand ist eine wertvolle und von Gott in Ehren gehaltene Sache. Begreift Ihr denn nicht, daß sich die Gnade Gottes von Euch abwendet, wenn Ihr so miteinander lebt?“

„s ist doch egal, Hochwürden!“

„Aber, Vejvoda, besinnen Sie sich doch, was Sie reden. Scheint Ihnen nicht, daß Ihre Zunge verdorrt?“

„Aber nein, Hochwürden.“

„Und glauben Sie nicht, Vejvoda, daß Ihnen nach dem Tode alle Ihre Unsittlichkeiten heimgezahlt werden und daß ich um Ihr Seelenheil sehr besorgt bin?“

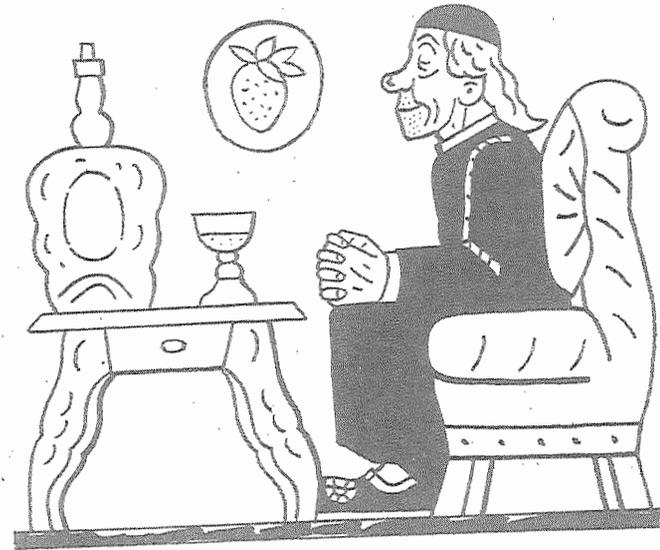
„s ist doch egal, Hochwürden!“

„Vejvoda, ich beschwöre Sie, reinigen Sie sich von den Sünden und lassen Sie sich mit Petrová ordnungsgemäß vermählen. Das ist ja doch ebenso, als ob Sie das Weib des Nächsten begehren würden, wie es im Gebot heißt. Vejvoda, denken Sie an das ewige Leben, an den Tod! Wollen Sie mir versprechen, daß Sie das Übel, was Sie angerichtet haben, wiedergutmachen? Es ist doch eine Schweinerei, Vejvoda! Es ist ja dasselbe, wie die Gattin des Nächsten zu verführen! Was machen wir also, Vejvoda?“

Vejvoda nahm die Pfeife aus dem Mund, faßte den Herrn Pfarrer vertraulich bei der Hand und sagte: „Bleiben wir weiter Schweine, Herr Pfarrer!“

Nach diesen Worten stürzte der Schloßpfarrer aus der Hütte, als sei der Teufel hinter ihm her.

(1909)



Wódka lasów — Wódka jagodowa⁷

Skizze aus Galizien

Kein Pfarrer lebt so in der dankbaren Erinnerung seiner Pfarrkinder wie „Ojciec Plebań“⁸ in Dąbrowitz. Im ganzen Tarnower Gebiet wird man noch lange dieses braven Alten gedenken, und die Nachkommen der heutigen Pfarrkinder werden ihren Kindern erzählen, was sie wieder von ihren Eltern über diesen guten Mann gehört haben. Nicht die inbrünstigen Predigten, die den Seelen der gutmütigen Bauern sicher Zufriedenheit schenkten, und wohl auch nicht seine Frömmigkeit waren es, die ihm unsterblichen Ruhm in Dąbrowitz, in der Umgebung und sogar auch in Tarnow verschafften. Es war vielmehr sein grüner Wodka, von dem er selbst manchmal begeistert behauptete, er sei das Blut seines Körpers, der Extrakt seiner Gedanken, das Kind seines Verstandes.

Und nicht minder poetisch klang der Name dieses Erzeugnisses: Wódka lasów — Wódka jagodowa.

Er behauptete, ihm einst vor vielen Jahren diesen Namen gegeben zu haben. Damals hatte er nach langen Versuchen das erste Gläschen gewonnen, und er verspürte aus dem frischen grünen Wodka den Duft aller Wälder bei Dąbrowitz, den Duft des Frühlings und des Sommers, den Duft der Erdbeerblüten und den Geschmack der gereiften Erdbeeren. Niemand wußte, wie der Herr Pfarrer dieses ausgezeichnete Getränk erzeugte. Man wußte nur, daß es hauptsächlich aus den großen Erdbeeren entstand, die der Seelsorger eigenhändig in den Wäldern sammelte.

Seinen Gebeten fügte er immer ein Vaterunser bei mit dem Wunsche, es möchten recht viele von den großen Erdbeeren gedeihen, die er dann in einen riesigen Korb an bestimmten, nur ihm selbst bekannten Plätzen, selbst zu sammeln pflegte.

Den ganzen August hindurch flackerte bis spät in die Nacht hinein das Licht in dem niedrigen, alten Pfarrhause. Den offenen Fenstern entströmte ein angenehmer Duft, und wenn die Dorfjungen auf die Bäume im Pfarrgarten kletterten, sahen sie die langen weißen Haare des „Ojciec“ über sonderbar schlangenförmigen Apparaten schimmern. Sie sahen den Herrn Pfarrer mit zitternder Hand ein Gläschen seines frischen Erzeugnisses ergreifen, sich fromm bekreuzigen, es langsam austrinken, hörten ihn schmatzen und so mit den Fingern schnalzen, daß der alte Kater, der zufrieden hinter dem geräumigen Ofen schnurrte, aufsprang, als hätte ihm jemand einen Strohwisch über dem Kopf angezündet, und knurrend aus der Stube Reißaus nahm.

In diesem Augenblick kam ihnen der Herr Pfarrer wie ein überirdisches Wesen vor, und mit heiliger Ehrfurcht kletterten die Jungen von des Pfarrers Birn- und Apfelbäumen herab, ohne jedoch zu vergessen, sich genug von den Früchten dieser Bäume unter die Hemden zu stopfen.

Das war im August. Der November verging unter dem Abfüllen einer großen Menge von Flaschen und dem Ankleben der Etiketten, die der Dąbrowitzer Rektor den Winter über gezeichnet und gemalt hatte.

Auf den Etiketten segnete, ein wenig phantastisch freilich, der heilige Stanislaus einen kleinen Engel, der eine umfangreiche Flasche trägt, worauf goldgeschrieben die Aufschrift prangte: „Wódka lasów — Wódka jagodowa.“

Als der erste Schnee fiel und man des Nachts die Wölfe in

unmittelbarer Nähe des Dorfes heulen hörte, gab eines Sonntags der Herr Pfarrer mit weicher und gerührter Stimme bekannt, daß er alle Gläubigen für den Nachmittag zu christlichen Exerzitien ins Pfarrhaus lade.

An diesem Sonntage war die geräumige Pfarrstube voll, und die Pfarrkinder drängten sich dicht nebeneinander.

„Ojciec“ saß in einem alten verblichenen Lehnstuhl, der weiß Gott wie vielen Pfarrern schon gedient hatte, und plauderte lebenswürdig, stets lächelnd, daß der Winter gekommen sei und sie in der Adventszeit über der Kälte nicht vergessen sollten, die Kirche zu besuchen und die Armen zu unterstützen. Er fügte noch einige Worte über die nahende Weihnachtszeit hinzu und verschwand dann aus der Stube.

Nach einer Weile kehrte er mit einem Korb voll Flaschen zurück und verteilte an seine Pfarrkinder den grünen Waldwodka, seinen Erdbeerwodka.

Vielen traten die Tränen in die Augen, als sie sein weißes Haupt, sein liebes Antlitz sahen und gewahrten, wie sein Kinn vor Freude zitterte, wenn er ihnen sein Erzeugnis schenkte. Die Augen wurden ihnen feucht bei dem Gedanken, wie es sein würde, wenn der alte Pfarrer erst seinen letzten ewigen Traum unter den Birken und Lärchen des Dąbrowitzer Friedhofes träumte.

So zog der Winter in Dąbrowitz ein, den der Herr Pfarrer so sehr fürchtete und um dessentwillen er den ganzen Frühling und Sommer über den lieben Gott bat, er möge ihm alle seine Sünden verzeihen, die er im vergangenen Winter begangen habe und die er im folgenden noch begehen werde.

Bisweilen sagte er sich, daß dieses „Auf-Vorrat-Beten“ doch nicht ganz zulässig sei — aber er beruhigte sich mit dem Gedanken, daß der liebe Gott schon wisse, warum die Menschen so gebrechliche Wesen seien.

Und seine Wintersünde? Das war die Liebe zu seinem grünen Wodka.

An den Winterabenden sehnte er sich nach den grünen Wäldern, in denen er so gerne spazierenging. Und um sich in die Zeit des duftigen Sommers zurückzusetzen, saß er in der Wärme des riesigen Ofens vor einer großen Flasche seines Erzeugnisses.

Als die ersten Tropfen seine Lippen benetzten, erschien vor des Pfarrers geistigem Auge das frische Grün der Eichen, der

Fichten und Birken, und er sah die Plätze vor sich, auf denen das Rot der reifen Erdbeeren leuchtete.

Das herrlich grüne Getränk im Glas ging rasch zur Neige und mußte oft aus der Flasche daneben nachgefüllt werden.

Das Brevier, das er sich bereitgelegt hatte, blieb ungeöffnet, und statt des Abendgebetes klangen durch die stille Stube sonderbare Töne: Der Pfarrer schlürfte genießerisch die grüne, perlende Flüssigkeit.

Der alte Pfarrer saß, trank und dachte versonnen an die grünen Wälder, an den Frühling und den Sommer, und es störte ihn auch nicht, daß unweit des Pfarrhauses die Wölfe heulten und bisweilen ein Schuß knallte, der die hungrigen Bestien vertreiben sollte.

Ja, es störte ihn auch nicht, wenn seine zwei Jahre jüngere Schwester — seine Wirtschafterin — über die Sünde ihres Bruders in Klagen ausbrach und alle Heiligen anrief, deren Namen ihr in den Sinn kamen.

Der Herr Pfarrer sagte nichts, er nickte nur mit dem weißen Haupt und dachte weiter an den Duft der grünen Wälder.

Wenn er sich dann zu Bett begab, drehte es sich gewöhnlich ein wenig in seinem Kopf, und er sang ein langes Lied von Waldfeen und grünem Wodka vor sich hin, so daß sich seine alte Schwester beide Ohren zuhielt.

Am nächsten Tag erhob er sich dann erst spät am Vormittag und gelobte, sein Leben lang dieses teuflische Getränk nicht mehr anzusehen. Aber was nützte das! Es kam der Abend, draußen schimmerte der Schnee im Mondschein, und aufs neue ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Sommer, und wieder leerte er ein Glas nach dem anderen.

Seine Schwester betete viele Jahre hindurch Tag für Tag, der liebe Gott möge ihren Bruder vor den höllischen Gesichtern schützen, aber jeden Winter wiederholten sich diese Abende, an denen das Brevier unberührt blieb und die Flaschen sich leerten. Umsonst waren alle Wallfahrten nach Kalwarja, ja sogar nach Czestochova. Vergebens spendete sie dort Geld, um heilige Messen für ihren unglücklichen Bruder lesen zu lassen.

Wenn sie daran dachte, vergoß sie bittere Tränen. Ihren frommen Sinn ängstigten allerlei Vorstellungen, sie sah den Herrn Pfarrer höllische Qualen leiden. Eines Winters führte der Teufel — wie sie es nannte — den Herrn Pfarrer mit weit größerem Erfolg als sonst in Versuchung.

Einst sang er vor dem Schlafengehen so laut sein Lied von den Waldfeen, daß Jurzik Owczyna — der Gemeindepolizist, der spätnachts aus der Kneipe nach Hause ging — vor dem Pfarrhaus stehenblieb. Und nach einer Weile erklang durch die stille Nacht ein Duett.

Die eine Stimme, ziemlich stark, doch gedämpft durch die dicken Fensterscheiben, gehörte dem Herrn Pfarrer und die zweite, heisere, dem Gemeindepolizisten; sie klang wie das Heulen der Wölfe, denn einige Bauern versammelten sich bald mit Gewehren und Keulen vor dem Pfarrgebäude. Dort lauschten sie überrascht und staunend mit einer solchen Andacht dem Gesang des „Ojciec Plebań“ von Waldfeen und grünem Wodka, als würden in der Kirche Litaneien an die Jungfrau Maria gesungen.

Als sich am nächsten Tag der Herr Pfarrer gegen Mittag von seinem Bett erhob, erfuhr er von seiner verweinten Schwester, welch großes Aufsehen er erregt hatte, als ihn am Abend zuvor der Teufel versuchte.

Er beteuerte, sich zu ändern, aber natürlich wiederholte sich der nächtliche Vorgang, und das halbe Dorf lauschte fromm und ehrfürchtig offenen Mundes unter den Fenstern seines Schlafzimmers, wie dort oben ihr alter Seelsorger sonderbare Elegien von grünem Wodka und den Waldfeen sang.

Von da an wiederholten sich die Gesangsdarbietungen regelmäßig, und die Bauern fanden sich jeden Abend ein, um dem Herrn Pfarrer zuzuhören.

Für seine Schwester kamen traurige Zeiten. Überall sah sie höllische Feuer. Doch da faßte sie einen Entschluß und schrieb mit zitternder Hand dem Konsistorvikar von Tarnow einen Brief. Sie bat ihn, er möge zugunsten des Seelenheils des Herrn Pfarrers von Dąbrowitz bei ihnen eine Generalvisite machen und ihrem Bruder mit väterlichen Worten zureden, um ihn so aus den Netzen und Klauen des Teufels zu befreien. Sie unterschrieb das Blatt, benetzte es mit Tränen und schickte es nach Tarnow, ohne ihrem Bruder ein Wort davon zu sagen. Es vergingen einige Tage.

An einem herrlichen Wintertag hörte man vor dem Pfarrhaus einen Schellenschlitten. Vier feurige Rosse stampften den gefrorenen Boden, daß die Funken umhersprühten, der ehrwürdige Herr Konsistorvikar aus Tarnow stieg aus und meldete dem verwunderten Pfarrer, daß er zur Generalvisite käme.

Wie ein Blitz fuhr dem Herrn Pfarrer der Gedanke durch den Kopf, daß man in Tarnow womöglich etwas von seinen Gesangsproduktionen erfahren hatte, und er wagte nicht, dem grauhaarigen, aber um viele Jahre jüngeren Vikar, der seinerseits sehr achtungsvoll mit dem älteren, weißhaarigen Pfarrer sprach, in die Augen zu blicken.

Der hochwürdige Herr Vikar drückte seine große Zufriedenheit mit der Kirche aus, und nach dem Abendbrot setzte er sich dem Herrn Pfarrer gegenüber und suchte eine Gelegenheit, um auf irgendeine Weise dem Wunsche der Schwester zu entsprechen, die im Nebenzimmer im Gebet verharrete.

„Die Gegend hier ist im Sommer wohl sehr schön“, begann er nach längerem Schweigen.

„Gewiß, sehr schön ...“, bestätigte traurig der Herr Pfarrer und blickte verstohlen in die Ecke, wo eine große Flasche mit dem bewußten frommen Etikett stand.

„Und Wälder gibt es hier — daran müssen Sie doch im Sommer Ihre Freude haben“, fuhr der Vikar fort. „Aber im Winter ist es traurig, da sitzt man am besten am warmen Ofen und betet aus dem Brevier. Schön liest sich's auch in den Kontemplationen des heiligen Augustinus und der Kirchenväter. Dann wird jede Versuchung des Teufels zunichte. Herr Bruder, ich habe bei mir einige Bücher vom ewigen Leben und herrliche Kontemplationen des heiligen Augustinus. Es ist das beste, abends zwei, drei Stunden zu lesen. Ich werde sie einmal holen.“

Damit entfernte er sich in das Nebenzimmer.

In dem Augenblick raffte sich der Herr Pfarrer auf, sprang auf die Flasche zu und genoß einen Schluck seines wunderbaren Getränkes.

Als der hochwürdige Vikar mit einem Stoß Bücher unter dem Arm zurückkehrte, saß der Herr Pfarrer schon wieder ruhig auf seinem Platze und blickte fromm zur Decke empor.

„Das ist eine Lektüre, die den Leser in ein anderes Reich emporhebt und alle bösen Gedanken vertreibt“, sagte der Herr Vikar, legte die Bücher vor dem Herrn Pfarrer nieder und fügte nach einer Weile hinzu: „Und sie haben hier einen Duft — es duftet so irgendwie — wie nach Wald.“

„Das ist mein ‚Wódka lasów — Wódka jagodowa‘“, stieß freudig der Herr Pfarrer hervor, füllte, ohne eine Antwort

abzuwarten, zwei Gläschen und stieß mit dem verblüfften Herrn Vikar an.

Sie leerten die Gläser.

„Nicht wahr, ein ausgezeichnete Geschmack“, erkundigte sich strahlend der Pfarrer, als er sah, wie sich der Herr Vikar die Lippen leckte. „Noch einen, nicht wahr?“ Und wiederum leerten sie die Gläser.

„Herrlich, es ist, als wandere man im Sommer durch die Wälder und atme den Duft des Sommers ein“, seufzte sehnsüchtig der Visitator.

Dem Herrn Pfarrer funkelten die Augen nur so, als er von seinem Erzeugnis erzählte, dem Kinde seines Verstandes, dem Extrakt seiner Gedanken.

Dabei kosteten beide das grüne Getränk wieder und wieder, und der hochwürdige Herr Vikar flüsterte vor jedem neuen Gläschen vor sich hin: „Multum nocet — Multum nocet“, und vergaß vollkommen den Zweck seines Besuches, den Teufel, den heiligen Augustinus und die Kirchenväter.

Als sich dann wie üblich die Bauern vor dem Pfarrhaus zusammenfanden, hörten sie aus dem Schlafzimmer des Pfarrers das Lied von den Waldfeen und vom grünen Wodka zu ihrer Verwunderung nicht mehr von einer, sondern von zwei Stimmen gesungen; aber die andere, unbekannte Stimme, war viel stärker ...

Ich schweige diskret und füge noch hinzu, daß es die erste, aber nicht die letzte Generalvisite war, und als der hochwürdige Herr Vikar am dritten Tage nach Tarnow heimkehrte und eine große Flasche „Wódka lasów — Wódka jagodowa“ auspackte, erkannte er zu seiner Bestürzung, daß als Hülle der Flasche einige Seiten des heiligen Augustinus und der Kirchenväter gedient hatten.

„Wódka lasów — Wódka jagodowa“ hat dem Dąbrowitzer „Ojciec Plebań“ unsterblichen Ruhm gesichert.

(1902)



Am Plattensee

Skizze aus Ungarn

Boll János saß an jenem Nachmittag auf der Veranda; nach der Sitte jener Gegend ist das eine Art Laube, die sich bis zum Haus erstreckt und Schutz vor der Sonnenhitze bietet.

Man genoß von hier aus einen herrlichen Blick in die Umgebung. Die Hänge mit ihrem Grün und Blau der Weinberge zogen sich ins Tal, das unendliche Meer der Reben lief talwärts, nur dort von bläulichen Flecken unterbrochen, wo die Weinberge mit Schweinfurter Grün besprengt waren, das die Weinstöcke gegen die Reblaus schützen sollte.

Bis weit hinab sah man lauter Weinberge, dazwischen die strohgedeckten Häuschen der Wächter, weiter unten die Streifen der Maisfelder und dann die Wiesen, von denen, das gedämpfte Läuten der Kuhlocken und das Brüllen der Herden heraufklang.

Und hinter den Wiesen dehnte sich die Wasserfläche des Plattensees, des Balatonto oder, wie man hier stolz sagt, des

„Magyar tenger“, des „ungarischen Meeres“, mit seinem grünen stürmischen Wasser, das am Horizont mit dem Himmel verschmilzt.

Das ist „Magyar tenger“ mit seinen Weinen, mit seinen Stürmen und seinen Mären von den Wassernixen, die abends die Fischer von ihren Schiffen in die Tiefe hinabziehen, mit seinen alten Sagen von den Wasserhexen, die des Nachts junge Burschen aus den Höfen verführen, sie zerreißen und ihre toten Körper auf die Schwellen legen.

Das ist der Plattensee, wo in der Stille der Nacht geheimnisvolle Laute erklingen, es schreien und weinen die Kinder der Wassermänner, ihre Familien hausen schon seit Menschengedenken in den Tiefen; es müssen sehr viele sein, da sie gleichzeitig in Bodafal, in Megefal, Olvasfal, in Olmö und den anderen Dörfern am See erscheinen, verwitterte Greise mit langem Bart und langen Haaren, viele hundert Jahre alt, denn schon die Vorahren von den Urgroßvätern unserer heutigen Bewohner erzählen von ihnen. Doch Boll János bewunderte nicht die Schönheit der Gegend. Er saß auf einem Sessel, in einen Pelz eingehüllt, obgleich es außerordentlich heiß war.

Neben ihm auf dem Tisch lag die Taschenuhr. Bolls Antlitz war finster.

„Der Anfall kommt nicht“, brummte er mit einem Blick auf die Uhr, „sonst rüttelt mich schon um fünf Uhr der Frost, und heute hat sich das verdammte Fieber verspätet. Um sechs Uhr kommt der Stuhlrichter zum Verhör, und bis dahin habe ich nun meinen Schüttelfrostanfall womöglich noch nicht einmal hinter mir.“

Ungeduldig verfolgte er, wie die Zeit verging. „Gott sei Dank“, seufzte er um Viertel sechs erleichtert, „ich verspüre ein Frösteln, es beginnt.“

Boll János klapperte mit den Zähnen, so laut, daß der Knecht gelaufen kam und nach des Herrn Begehrt fragte.

„Te vagy szamar, du bist ein Esel!“, stieß Boll mit Anstrengung hervor, „bring ein Polster und leg es mir auf die Beine.“

Als seine Beine eingewickelt waren, beobachtete er noch immer zitternd die Umgebung. Sein Schädel brauste, sein Körper fror, und die ganze Umgebung schien in Gelb getaucht zu sein: die Weinberge, der Mais, die Wächterhütten, die Wiesen, der See, und der Himmel. Der Anfall erreichte seinen Höhepunkt. Er wollte dem Knecht sagen, wie übel es um ihn stehe, aber er

konnte kein Wort herausbringen. Der Himmel verlor seine gelbe Farbe, und alles sah Boll nun violett.

Jetzt konnte er schon stottern: „Ist das eine Prüfung!“

Und als er sagte: „Gott sei Dank, es hört schon auf“, erhielt alles seine natürlichen Farben zurück.

Der Himmel war wieder blau, die Weinberge leuchteten grün und bläulich, die Wiesen waren gelblich, und der See schimmerte grün.

Und als er dem Knecht befahl: „Nimm das Polster weg, zieh mir den Pelz aus und bring meine Pfeife“, da fühlte er, wie die Sonne wärmte und wie sich seine Stirn mit Schweiß bedeckte. Der Fieberanfall war vorüber.

„Jetzt kommt das zweite Fieber“, bemerkte er, indem er sich seine Pfeife anzündete, „der Stuhlrichter.“

Unten im Hohlweg zwischen den Weinbergen knarrten die Räder einer Kutsche, und die zornige Stimme des Stuhlrichters rönte bis hierherauf: „Du bist mir ein schöner Kutscher! Wenn ich aussteige, gibt's Prügel! Habe ich dir denn befohlen, du sollst dich besaufen?“

„Er ist in keiner guten Stimmung“, seufzte Boll János besorgt, „das wird ein böses Verhör.“

Die Kutsche fuhr vor, und der Stuhlrichter entstieg ihr, ernst und würdevoll, mit einem Aktenbündel unter dem Arm. Er stapfte auf die Veranda zu Boll, der ihm, seine Pfeife schmauchend, entgegenkam.

Sie begrüßten sich, und der Stuhlrichter stellte sich vor: „Ich bin Omaisz Béla, ich beginne gleich mit dem Verhör.“

Er legte die Akten auf den Tisch, ließ sich auf den Sessel nieder, kreuzte die Beine, klopfte kurz mit den Fingern auf die Tischplatte und begann: „He, die Sache steht übel für Sie, lieber Freund.“

Boll János setzte sich und hob die Schultern.

„Ja, es ist traurig“, fuhr der Stuhlrichter fort, „wann haben Sie, lieber Freund, den Zigeuner Burga erschossen?“

„Heute ist es bereits eine Woche her“, antwortete Boll, „es war um fünf Uhr nachmittags!“

„Eine Zigarre gefällig?“ fragte er und zog ein Zigarrenetui aus der Tasche. „Es ist eine gute Sorte, Tabak aus dem Banat.“

Der Stuhlrichter bediente sich und schnitt die Spitze ab: „Sie sagen am einundzwanzigsten Juni um fünf Uhr nachmittags.“

„Jawohl“, bestätigte der Gutsbesitzer, „genau fünf Uhr am einundzwanzigsten, am dreiundzwanzigsten war das Begräbnis. Darf ich Ihnen Feuer geben?“

„Danke“, sagte Omaisz Béla. „Bei der Obduktion stellte man fest, daß er von hinten, und zwar mit Schrot, erschossen wurde.“

„Jawohl“, nickte Boll zustimmend, „Lancaster Gewehr Nummer elf.“

„Eine traurige Sache“, äußerte Omaisz, „woher, sagen Sie, stammt die Zigarre?“

„Aus dem Banat; erlauben Sie, daß ich dem Knecht befehle, einen Schluck Wein zu bringen?“

„Gut!“ stimmte der Stuhlrichter zu. „Wenn ich getrunken habe, setzen wir das Verhör fort.“

Auf dem Tisch erschienen Weinflaschen. Der Gutsbesitzer schenkte ein: „Auf Ihr Wohl.“

„Danke, es ist eine traurige Pflicht.“ Der Stuhlrichter hob das Glas gegen das Licht und beobachtete als Weinkenner die Farbe.

Die Sonnenstrahlen drangen durch das Glas, und der reine rote Schein spielte auf dem Gesicht des Stuhlrichters. Er nippte und leerte dann schmatzend das Glas. „Ausgezeichneter Wein.“ Er schmunzelte zufrieden. „Was ist Ihnen denn nur eingefallen, den Zigeuner zu erschießen?“

Boll János zog ruhig an seiner Pfeife. „Das ist zweijähriger Wein, von meinen Weinbergen auf dem westlichen Abhang. Auf Ihr Wohl!“ Sie leerten von neuem die Becher, und Boll János bemerkte: „Ich habe noch besseren Wein, dreijährigen, von den Weinbergen auf der anderen Seite.“

Er griff nach einer anderen Flasche, brach ihr den Hals und schenkte ein.

„Ein herrlicher Tropfen“, lobte der Stuhlrichter. „Sie sind im Grunde ein ganz vortrefflicher Mensch.“

„Bis auf das Fieber“, räumte Boll während des Trinkens ein, „vor vier Tagen hat es mich gepackt und schüttelt mich nun jeden Tag. Schmeckt der Wein?“

„Herrlich“, lobte der Stuhlrichter.

„Und ich habe noch einen besseren“, beteuerte der Gutsherr und langte aus dem Korb eine lange Flasche. „Das ist ein Fünfjähriger.“

„Sie sind ein ganz ausgezeichneter Bürger“, sagte Omaisz Béla.

nachdem er das erste Glas des Fünfjährigen genossen hatte, „einen solchen Wein habe ich noch nie gekostet. Die Blume, die Farbe, die vorzügliche Harmonie!“

„Und ich habe noch einen besseren“, kündigte Boll János an, als die Flasche leer war, „einen solchen Wein haben Sie noch nie getrunken.“

„Sehen Sie“, erklärte er und goß aus einer schmalen Flasche ein. „Dieser Wein ist seine zwanzig Jahre alt.“

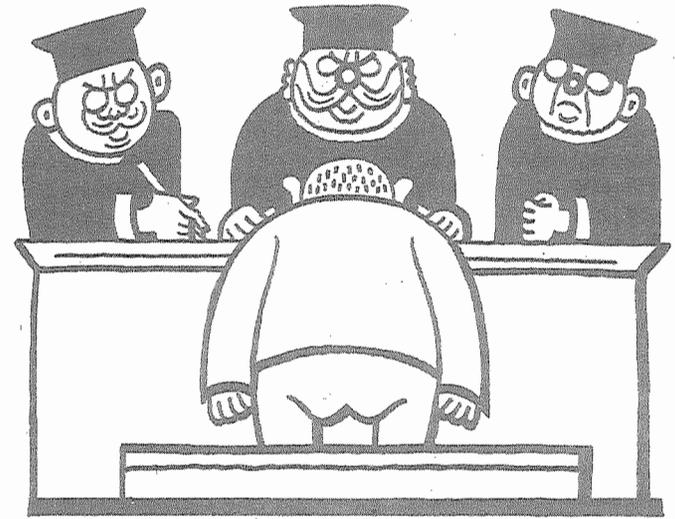
Der Stuhlrichter war begeistert. „Ein wahrer Tokayer, ja sogar besser als ein Tokayer“, lobte er laut, indem er ein Glas nach dem anderen trank. „Sie sind ein vortrefflicher Mensch, ich schätze Sie, aber sagen Sie mir um alles in der Welt, warum haben Sie den Zigeuner erschossen?“

„Deshalb“, entgegnete ernst Boll János, „weil der Spitzbube aus meinem Keller zwanzig Flaschen von diesem Wein gestohlen hat...“

„Und ich“, beteuerte der Stuhlrichter schmatzend, „würde an Ihrer Stelle nicht anders gehandelt haben. Denn dieser Wein ... Ich werde schreiben: ‚Nach eingehender Untersuchung wurde festgestellt, daß der Zigeuner Burga durch einen unglücklichen Zufall ums Leben kam.‘ Gießen Sie mir ein, teurer Freund...“

Und beide tranken den Wein von den Abhängen der Berge am Plattensee; er war rot, so rot wie das Blut des Zigeuners Burga, des Diebes...

(1905)



Der Raubmörder vor Gericht

I

Alle Zeitungen waren sich darüber einig, daß der Verbrecher, der vor dem Schwurgericht stand, ein Kerl sei, dem jeder anständige Mensch aus dem Wege gehen müsse. Dieser Bösewicht hatte nämlich einen Raubmord verübt. Nun sah er der Zukunft ergeben entgegen, er behauptete selbst, daß er aufgehängt werden würde, und während der Verhandlung machte er schlechte Witze, Galgenwitze — zum Beispiel prophezeite er dem Staatsanwalt, daß auch er einmal aufgehängt werden würde. Unter anderem versprach er auch, den Strick, an dem man ihn aufhängen würde, dem Vorsitzenden des Gerichts zu widmen, damit er sich die Hosen festbinden könne. Diese Bemerkungen erregten natürlich großes Mißfallen bei den Gerichtsbeisitzern, und der Staatsanwalt geriet ihretwegen sogar mit dem Verteidiger des Angeklagten in Streit. Der Verteidiger behauptete, daß dank der Wohltat des Gesetzes jeder Angeklagte das Recht habe, sich vor Gericht so auszudrücken, wie es ihm

gegeben sei. Wenn der Angeklagte von der Hose des Gerichtsvorsitzenden spreche, fasse er nach dem letzten Rettungshalm, denn er wolle mit seinem Galgenhumor die Sympathie des Schwurgerichts erringen, und daß die Hose ... Da unterbrach ihn der Staatsanwalt. Er hielt dem Verteidiger vor, daß es unmoralisch sei, die Hose des Gerichtspräsidenten in die Debatte hineinzuziehen. Darauf erwiderte der Verteidiger sehr witzig, daß die Hose des Herrn Vorsitzenden nicht unmoralisch sei, sondern bestenfalls derjenige, der darin stecke, und daß das ganze Gerichtssystem unmoralisch sei, vom Kerkermeister bis zum Henker. Nach dieser Äußerung wurde ihm das Wort entzogen, und man brachte Spucknapfe herbei, damit der Vorsitzende ausspucken konnte. Im Gerichtssaal verbreitete sich nach dem Ausspucken des Herrn Vorsitzenden eine große Erregung, einige Damen fielen in Ohnmacht, ein Zuhörer griff versehentlich in eine fremde Tasche und zog von dort ein Stück Schokolade hervor, die er vor den Augen des Bestohlenen nervös zu kauen begann. Man legte eine Pause ein, die der angeklagte Raubmörder dazu benutzte, gegen den Staatsanwalt unanständige Gebärden zu machen.

Danach wurde die Verhandlung fortgesetzt. Man kam zu der Erkenntnis, daß der Raubmörder sein Verbrechen mit außerordentlicher Brutalität verübt habe. Vor der Tat nahm er drei Tage lang nichts zu sich, nur um jetzt behaupten zu können, daß er den Laib Brot, um den es sich handelte, aus Hunger gestohlen habe. Sein Verbrechen überschreitet überhaupt alle Begriffe der Schändlichkeit. Als er den Laib an sich genommen hatte, schoß ihn der bestohlene Kaufmann aus einem Revolver an, und dann begannen sie miteinander zu ringen, wobei der Kaufmann erwürgt wurde. Der Mörder floh, aber infolge des großen Blutverlustes brach er zusammen und wurde von Gendarmen eingeholt und sofort gefesselt. Die Ausrede, daß er in Notwehr gehandelt habe, ist sehr plump. Zum Teufel, warum sollte er sich nicht ruhig anschießen oder erschießen lassen, wenn er doch beim Verhör betonte, daß er schon lange vor diesem Verbrechen an Selbstmord gedacht habe? Rührend war die Szene bei der Konfrontierung mit der Gemahlin des ermordeten Kaufmanns, die weinend von der Brutalität des Verbrechens sprach: „Er würgte ihn so, daß dem Armen die Augen aus den Höhlen traten.“ Dieser Satz der einfachen Frau erschütterte jeden zutiefst, und ein Re-

porter machte sich die Anmerkung: „Die Augen traten ihm aus den Höhlen“, was der Titel eines Artikels über diese Gerichtsverhandlung sein wird.

Der Angeklagte selbst machte den Eindruck eines typischen Verbrechers. Er äußerte, daß er nicht an Gott glaube, daß er ihm den Buckel 'runterrutschen könne, daß ihm Gott nie etwas gegeben hätte, daß sein Großvater vor Hunger gestorben und seine Großmutter vom Gendarmeriehauptmann vergewaltigt worden sei, kurz, jeder seiner Sätze hinterließ einen schlechten Eindruck. Der Staatsanwalt behielt sich das Recht vor, nachträglich wegen Gotteslästerung und Armeebelädigung — da ein Gendarmeriehauptmann zur Landwehr gehöre — eine Anklage einzuleiten. „Übrigens bin ich überzeugt“, rief der Staatsanwalt aus, „daß der Gendarmeriehauptmann nie die Großmutter des Angeklagten vergewaltigt hätte, hätte er gehaut, was er für einen Enkel haben würde!“

Dieser Satz rief lebhaft Rührung beim Publikum hervor, und einigen Damen traten Tränen in die Augen, als wären sie selbst vom Gendarmeriehauptmann vergewaltigt worden. Der Verbrecher lächelte dabei „selbstgefällig“, wie es ausdrücklich im Gerichtsprotokoll steht, und es war offensichtlich, daß er das Publikum und auch das hohe Gericht zum besten hielt. Er benutzte beim Verhör widerliche Sätze, wie: „Sollte ich mich denn erschlagen lassen? So hab' ich den Lumpen ein bisserl gewürgt, was kann ich dafür, daß er kalt ist, wie ich ihn loslasse?“, und ähnliches.

Der Verteidiger versuchte ab und zu, die Geschworenen durch kurze Erklärungen zu gewinnen und an ihr Mitgefühl zu appellieren, aber es war Hopfen und Malz verloren, denn alle Geschworenen blickten blutdürstig auf den Raubmörder, einer ganz besonders. Er ließ sich kein einziges Wort des Bösewichts entgehen, dessen Witze immer unverschämter wurden. Dieser Geschworene verschlang die Gestalt des Raubmörders fast mit den Augen, und schließlich konnte er sich nicht mehr beherrschen und schrie: „Es freut Sie wohl, daß Sie aufgehängt werden?“

Auf diese hinterlistige Frage antwortete der Räuber ruhig: „Und Sie freut es sicher noch mehr als mich.“

Nach dieser Äußerung erhob sich der Staatsanwalt, und in der plötzlichen Totenstille erklärte er, daß er sich die Hände waschen gehe. Dies diente dem modernen Pilatus jedoch nur

als Vorwand, denn er hatte in der Pause einen Hering gegessen und er brauchte eine Ausrede, um einmal austreten gehen zu können. Er kehrte strahlenden Antlitzes zurück, wie ein Mensch, der Erleichterung verspürt, und schien dem Angeklagten gewogener zu sein, da er nicht mehr ins Taschentuch spuckte wie zuvor, sooft er den Verbrecher anblickte.

Das Zeugenverhör bestätigte die Anklage auf der ganzen Linie. Es stellte sich heraus, daß der Angeklagte schon früher auf jeden nur einen schlechten Eindruck machte. Weiter wirkte auch belastend, daß er ein uneheliches Kind war und Kornschnaps zu trinken pflegte. „Kognak kann ich nicht trinken“, warf der Angeklagte ein. Nach diesen Worten befahl der Vorsitzende, den Angeklagten abzuführen; auf den Einwand des Verteidigers hin brachte man ihn jedoch wieder zurück. Diese Episode rief eine bewegte Szene hervor. Als man ihn abführte, betonte der Bösewicht noch einmal: „Kognak kann ich nicht trinken, für Kognak reicht's nämlich nicht.“ Große Entrüstung unter den Geschworenen. „Würde es reichen, würde er ihn trinken“, bemerkte ein Geschworener. Beifallssturm beim Publikum und Stimmen: „So ein Schnapsbruder.“ Ausruf des Geschworenen: „Na, erlauben Sie ...“ Allgemeine Erregung, die Aufseher führten den Ruhestörer ab.

Der Vorsitzende rief: „Sind wir denn im Theater?“ — Als der Angeklagte den Saal wieder betrat, konfrontierte man ihn mit dem Brotlaib, den er gestohlen hatte, und mit der Fotografie des Ermordeten. „Ist es dieses Brot?“ fragte der Vorsitzende. „Ja“, bestätigte mit fester Stimme der verstockte Verbrecher. „Erkennen Sie Ihr Opfer?“ — „Als ich ihn würgte, war er älter.“ Diese zynische Antwort erschütterte alle Anwesenden bis ins Innerste, und auch die abgestumpftesten Gerichtsbeamten erzitterten von den Füßen bis zu den Talaren. Weitere Zeugenaussagen belasteten den Angeklagten. Der Verteidiger, der dagegen protestierte, wurde vom Vorsitzenden damit zurechtgewiesen, daß die Zeugen doch nicht zum Spaß da seien.* Auf Grund der Zeugenaussagen wurde festgestellt, daß der Verbrecher kein Quartier hatte. Man ging den Gründen dieser Erscheinung nicht weiter nach, stellte jedoch fest, daß er in

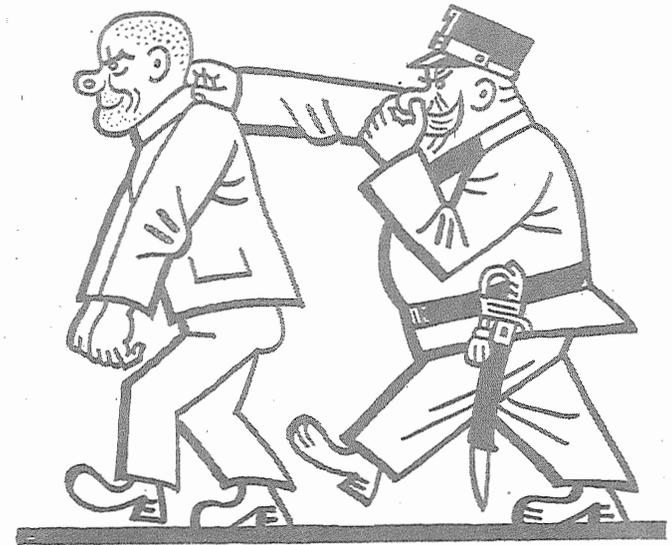
* Der Wirklichkeit entsprechend sei konstatiert, daß sie zum Spaß da sind.

dem Falle wenigstens woanders als in den Parkanlagen oder vor der Kirche hätte schlafen können. Ein Zeuge beteuerte, daß der Raubmörder keine Krage getragen habe, ein anderer bestätigte, daß er kein Hemd hätte, und ein dritter sagte unter Schwur aus, Seife sei eine dem Mörder unbekannt Sache gewesen. Am meisten belastete den Angeklagten die Zeugenaussage des Bürgermeisters seiner Heimatgemeinde, die so lautete: „Der Gauner kannte keine Socken, von Kindheit an putzte er sich die Nase mit dem Ärmel und malte bei einer Prozession eine unanständige Sache auf ein Plakat, den Bürgermeister nannte er vor zwanzig Jahren eine Sau und schuldet ihm, dem Bürgermeister, auch bis heute zwanzig Kreuzer.“

II

Das Schwurgericht

„Meine Herren“, verkündete einer der Geschworenen, als sie zur Beratung schritten, „wir sind zusammengekommen, um über das Schicksal des Angeklagten zu entscheiden. In der



ganzen Stadt bekommen Sie kein gutes Gulasch. Der Angeklagte ist ein Halunke. Ich bestellte mir ein Gulasch im Restaurant ‚U Dvořáků‘, aber es war nicht zu genießen. In der Jugend zeigte er eine große Begabung zum Lügen und beendete nun seine Karriere mit einem Mord. In dem Gulasch hab’ ich eine Fliege gefunden. Kalbfleisch ist Halbfleisch. Der Schurke erschlug einen rechtschaffenen und arbeitsamen Mann, der sein ganzes Leben dem Wohl der Gemeinde diente, einen redlichen Kaufmann, einen Mann, der nie solches Gewürz verkaufen würde wie das, mit dem die Soße bei ‚U Dvořáků‘ zubereitet war. Einen Mann, der, wäre er Fleischer gewesen, sicher nie die Stirn gehabt hätte, solches Fleisch, das schon einen Stich hatte, für ein Gulasch zu verkaufen, wie ich es heute früh bei den Dvořáks gegessen habe. An den Galgen mit dem Gauner, er soll baumeln, er soll sich in den letzten Krämpfen winden! Es ist eine schreckliche Niederträchtigkeit, sich für eine solche Portion fünfunddreißig Kreuzer bezahlen zu lassen. Ein Verbrecher der ärgsten Art ist der Mann, den ihr gesehen habt und dessen Tat ihr beurteilen sollt. Hüten Sie sich vor dem Gasthaus ‚U Dvořáků‘, meine Herrschaften! Ich votiere und sage: ‚Schuldig!‘ — ‚Ja!‘“

„Und Sie, meine Herren?“

„Ja! — Ja! — Ja!“

„Zum Tod durch den Strang“, verlas der Vorsitzende des Gerichts das Urteil. „Im Namen Seiner Majestät zum Tod durch den Strang!“ wiederholte er noch einmal. Und während die Damen im Gerichtssaal den Herren Geschworenen Kußhände zuwarfen, ließ der Angeklagte einen Ton vernehmen, der zwar nicht in die Fabelwelt, aber der allgemeinen Anschauung nach auch nicht zum guten gesellschaftlichen Ton gehört.

Der Aufseher, der den Angeklagten nach diesem Ton abführte, zog ein saures Gesicht. Flatulenz: Windströmung.

(1907)



Gerettet

Es ist vollkommen belanglos zu wissen, warum Pátal gehängt werden sollte. Welches sein Verbrechen auch sein mochte, er konnte doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als der Kerkermeister in der Nacht vor jenem Morgen, an dem er ordnungsgemäß hingerichtet werden sollte, eine Flasche Wein und ein ordentliches Stück Kalbsbraten in seine Zelle brachte.

„Das gehört mir?“

„Jawohl“, entgegnete der Kerkermeister mitleidig, „lassen Sie sich’s zum letzten Male gut schmecken. Es gibt auch noch Gurkensalat. Ich konnte nicht alles auf einmal tragen. Gleich bin ich wieder hier und bringe auch noch Semmeln mit. Ich komme augenblicklich zurück.“

Pátal machte sich’s am Tisch bequem und biß schmunzelnd und mit Wonne in den Kalbsbraten. Wie man sieht, war er ein Zyniker, aber sonst ein ganz vernünftiger Mensch, der die Welt noch in den paar Stunden seines Lebens, die ihm der Gerichtshof ließ, genießen wollte.

Ein einziger Gedanke verbitterte ihm ein wenig das Essen,

nämlich der, daß alle die Leute, die ihm heute früh vorgelesen hatten, daß sein Gnadengesuch abgelehnt und die Vollstreckung des Urteils um 24 Stunden aufgeschoben worden sei, damit sich der Verurteilte entsprechend auf eine gedeihliche Durchführung der Strafe vorbereiten und seine Rechtsangelegenheit in Ordnung bringen könne, daß alle diese Leute, die ihn hängen und hinrichten, die seinem Tode beiwohnen würden, daß alle diese morgen, übermorgen und die folgende Zeit weiterleben und ruhig zu ihren Familien kommen könnten, während er nicht mehr existieren würde.

Er philosophierte also beim Kalbsbraten, und als man ihm die Semmeln und den Gurkensalat brachte, seufzte er und äußerte den Wunsch nach einer Pfeife und nach Tabak. Man kaufte ihm eine Gipspfeife und eine Mischung aus Dreikönigstabak, gewöhnlichem Tabak und Knaster, damit er ein angenehmes Rauchen habe. Der Aufseher reichte ihm sogar selbst Feuer, und dabei erinnerte er ihn an die unendliche Barmherzigkeit Gottes. Wenn schon hier auf Erden alles verloren sei, so doch noch nicht im Himmel.

Der Verurteilte Pátal bat um eine Portion Schinken und um einen Liter Wein.

„Sie bekommen, was Sie wollen“, sagte der Aufseher. „Menschen wie Ihnen muß man jeden Wunsch erfüllen.“

„Bringen Sie mir auch zwei Leberwürste und eine Portion Sülze. Außerdem möchte ich einen Liter schwarzes Bier.“

„Sie bekommen alles, es wird gleich geholt“, antwortete der Aufseher höflich. „Warum sollte man Ihnen nicht die Freude machen. Das Leben ist zu kurz, als daß man es nicht nach Möglichkeit genießen sollte.“

Als er die gewünschten Sachen gebracht hatte, philosophierten sie zusammen weiter, Pátal erklärte, daß er vollkommen zufrieden sei.

„Sapperlot“, äußerte er, als er alles verschlungen hatte, „jetzt habe ich Appetit auf einen Debrecziner Braten, Gorgonzola-Käse, Ölsardinen und andere gute Sachen.“

„Alles, was Sie sich wünschen, bekommen Sie. Mein Ehrenwort, ich bin froh, daß es Ihnen schmeckt. Ich hoffe, Sie werden sich bis morgen nicht aufhängen. Das werden Sie mir doch nicht antun. Ich sehe aber, Sie sind ein ehrlicher Kerl. Was hätten Sie davon, Herr Pátal, wenn Sie sich aufhängen würden, bevor es von Amts wegen geschieht. Ich sage Ihnen

als redlicher Mann, daß Sie es nicht so gut zustande bringen werden, mein Ehrenwort, niemals, kein Vergleich! Wollen Sie noch ein Glas Bier, oder zwei? Es ist heute ausgezeichnet. Auf Gorgonzola schmeckt es vorzüglich. Ich bringe also noch zwei Glas, und zu den Ölsardinen und dem Debrecziner Braten werden Sie Wein trinken, lieber Freund; das paßt besser zusammen.“

Kurze Zeit später füllte der Duft aller dieser Dinge die Zelle, und inmitten des Reichtums saß Pátal und schmauste mit Appetit bald Käse, bald Ölsardinen und trank dazu Bier oder Wein, was ihm gerade in die Hand kam.

Er war in fröhliche Erinnerungen versunken an einen in ähnlichem Luxus und in Freiheit verbrachten Abend auf der Veranda eines Gartenlokals, wo die Äste und Blätter vor den Fenstern im Sonnenglanz schimmerten, und ihm gegenüber hatte ein ebenso dicker Mann wie der Aufseher gesessen, der Wirt dieses Paradieses, ununterbrochen plaudernd und zum Essen und Trinken auffordernd, genau wie dieser Aufseher.

„Erzählen Sie mir Anekdoten“, bat Pátal den Aufseher, und der erzählte ihm eifrig irgendeine neue Anekdote schweizerischen Inhalts, wie er selbst zugab.

Dann wünschte Pátal Obst und Torten oder Feinbäckerei und eine Tasse schwarzen Kaffee.

Sein Wunsch ging in Erfüllung.

Als er auch das bewältigt hatte, erschien der Gefängnisgeistliche, um Pátal zu trösten.

Er war ein fröhlicher Geselle, nicht kurz angebunden, sondern angenehm wie alle Leute, die sich jetzt um ihn sorgten, ihn zum Tode verurteilten und ihn morgen hängen würden; alle hatten sie fröhliche Gesichter und waren im gesellschaftlichen Verkehr sicher sehr angenehm.

„Gott tröste Sie, mein Sohn“, sprach der Gefängnisgeistliche und klopfte ihm auf die Schulter. „Morgen früh ist es vorbei, verzweifeln Sie nicht. Beichten Sie, und blicken Sie fröhlich in die Welt im Vertrauen auf Gott, denn Gott freut sich über jeden Sünder, der Buße tut. Es gibt Menschen, die nicht beichten und dann die ganze Nacht umherlaufen und stöhnen; ich weiß, daß es nicht angenehm ist, wenn einem der Kopf zu bersten droht, aber wer gebeichtet hat, der schläft auch die letzte Nacht den Schlaf des Gerechten, der fühlt sich wohl!

Ich sage Ihnen noch einmal, mein Sohn, daß auch Sie sich wohl fühlen werden, wenn Sie Ihre Seele von der Sünde befreien.“ In dem Augenblick erblaßte Pátal, sein Magen rebellierte, es war ihm schrecklich übel, und er übergab sich. Das ging jedoch nicht so richtig, er bekam Magenkrämpfe, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Der Gefängnisgeistliche erschrak. Neue Krämpfe stellten sich ein. Pátal krümmte sich vor Schmerzen in der Ecke.

Aufseher trugen ihn ins Gefängnis Krankenhaus. Die Gerichtsärzte schüttelten die Köpfe. Abends bekam er einen Fieberanfall, und um zwölf Uhr nachts erklärten die Ärzte seinen Zustand für bedenklich und gaben einmütig an, daß es sich hier um eine Vergiftung handle.

Schwerkranke Verurteilte werden nicht gehängt, man unterließ deshalb in dieser Nacht, den Galgen zu bauen.

Statt dessen spülte man Pátal den Magen aus, und die Analyse der Speisereste ergab Leichengift in den Teilen der Leberwurst, die sich auf einer Schüssel unter den anderen aus Pátals Magen hochgepumpten und unverdauten Resten befanden.

Man nahm an, daß die Leberwürste sich durch die Wärme chemisch aufgelöst hatten und daß das entstandene Leichengift Ursache der schweren Erkrankung geworden sei.

Unverzüglich wurde in der Fleischerei, die jene Leberwürste geliefert hatte, eine Untersuchung durchgeführt und gefunden, daß der wackere Fleischer die Gesundheitsvorschriften insofern zu mißachten pflegte, als er die Leberwürste nicht aufs Eis legte. Die Angelegenheit wurde dem Staatsanwalt übergeben, und der leitete wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit die notwendigen Schritte gegen den Fleischer ein.

Unter den Gerichtsärzten, die Pátal behandelten, befand sich ein junger, strebsamer Arzt, der mit Interesse die Krankheit studierte und eifrig bemüht war, Pátal am Leben zu erhalten, denn der Fall war äußerst schwierig und interessant.

Tag und Nacht pflegte er Pátal sorgfältig, und so konnte er ihm nach vierzehn Tagen erfreut auf die Schulter klopfen und ihm mitteilen: „*Sie sind gerettet.*“

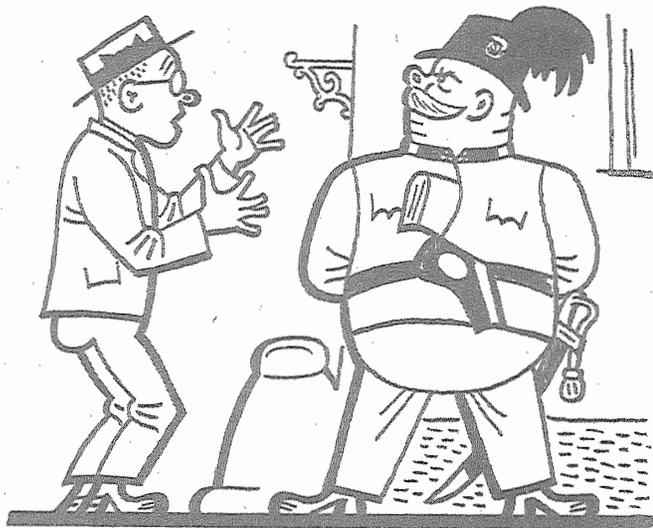
Am nächsten Tag hängte man Pátal ordnungsgemäß auf, denn seine körperliche Verfassung konnte bereits den Strang vertragen.

Der Fleischer jedoch, der durch seine Leberwürste Pátals

Leben um vierzehn Tage verlängert hatte, wurde wegen Verstoßes gegen die körperliche Sicherheit zu drei Wochen schweren Kerkers verurteilt.

Der Arzt, der Pátal das Leben gerettet hatte, erhielt vom Gerichtshof eine Belobigung.

(1910)



Wie man mit Erfolg Selbstmörder rettet

Eine tragische Geschichte

Obwohl die Stadt Prag im Rathaus keine ständige Kommission für die Bekämpfung von Selbstmorden unterhält, die speziell zu diesem Zwecke die europäischen Großstädte besucht und die dortigen Methoden, Selbstmorde zu verhindern, studiert hätte, können wir doch mit Stolz auf unsere städtische Einrichtung zur Rettung ertrinkender Selbstmörder hinweisen.

Dieses äußerst sinnreiche Mittel besteht darin, daß das ganze Ufer entlang in bestimmten Abständen Rettungsringe mit Seilen hängen, mit Schloß und Kette am Geländer befestigt. Ebenso hat man auf den Prager Brücken Kästchen ins Geländer eingemauert, die ähnliche Requisiten zur Rettung ertrinkender Selbstmörder bergen. An diesen Kästchen und ebenso an den Rettungsringen verkündet eine Aufschrift: „Zur Rettung ertrinkender Personen. Mißbrauch wird bestraft. Schlüssel beim nächsten Schutzmann.“ Die Idee zu dieser schönen Einrichtung brachte die Prager Studienkommission

für Wohnungsreform von ihren Reisen durch europäische Großstädte mit. Eine sehr erfreuliche Tatsache, denn sollte eine Kommission die Selbstmordfrage lösen, so könnte man als sicher annehmen, daß sie uns von ihren Auslandsreisen ein Rezept für billige Wohnungen mitbrächte.

Rührung rief die Nachricht hervor, daß der Gemeinderat an einer Erprobung der Rettungsringe teilnehmen würde, und ich muß nur sagen, die Herren Gemeinderäte bewiesen großen Mut, wenn sie in Wind und Regen von elf Uhr vormittags bis elf Uhr nachts aushalten wollten, nur um auf den Brücken und an den Ufern auf irgendeinen Verzweifelten zu warten. Es fand sich jedoch kein Verzweifelter, und auch von den Herren Gemeinderäten konnte sich keiner dazu entschließen, von der Brücke oder vom Ufer aus in die Moldau zu springen. So wurden die Rettungseinrichtungen fest verschlossen und die Schlüssel im Präsidium des Stadtrates hinterlegt, wo man nun beriet, was eigentlich mit den Schlüsseln geschehen sollte. Denn sind die Rettungsmittel eingeschlossen, so fragt man sich, wozu man sie eigentlich erst angebracht hat. Stimmen wurden laut, die in dieser verantwortungreichen Angelegenheit eine besondere Behörde einzusetzen wünschten; man schlug vor, den Posten eines „Obersten Städtischen Retters“ zu schaffen, dem fünf Beamte mit dem schlichten Titel „Städtischer Retter“ und einige bezahlte Praktikanten mit dem Titel „Aspirant der städtischen Rettungsanstalten“ unterstellt sein würden.

Über dem Schicksal der Selbstmörder zogen sich verhängnisvolle Wolken zusammen, da der Gemeinderat mit wirklicher Raffiniertheit vorzugehen schien. Wer also die günstige Gelegenheit nicht versäumen wollte, sprang lieber gleich ins Wasser. Und so geschah es, daß während jener großen Beratungen über die Schlüssel ungefähr dreißig Männer und Frauen ertranken. Glücklicherweise verzankte man sich im Gemeinderat wegen der Besetzung des künftigen Amtes, denn der hatte einen Vetter, jener wieder einen Onkel, dieser einen Neffen und der andere Söhne, und dieser wieder — das Amt wurde also nicht besetzt, um einer zu offensichtlichen Vetternwirtschaft im Rathaus vorzubeugen.

Nur eine Sonderkommission wurde eingesetzt, die einen Plan zur systematischen Verteilung jener Schlüssel für die Rettungsringe und Seile ausarbeiten sollte. Die Kommission schritt mit

Begeisterung ans Werk, und sie vollendete es ruhmvoll, wie die Aufschriften an den geschlossenen Kästchen mit den Schutzgürteln zur Rettung der Ertrinkenden bezeugen: „Für die Rettung ertrinkender Personen. Mißbrauch wird bestraft. Schlüssel beim nächsten Schutzmann.“

Bevor die Schlüssel bei der Polizeidirektion hinterlegt wurden, fand man sich zu einer neuen Probe zusammen, und die Mitglieder des Gemeinderates hatten das Glück, wirklich vor ihren Augen einen Schneider von der Karlsbrücke in die Moldau springen zu sehen. Sie warfen ihm schnell einen Rettungsring mit Seil zu, doch der heldenhafte Schneider lehnte es ab, ihn zu ergreifen, und verschwand fluchend unter der Oberfläche. Da ließ der Gemeinderat auf die Rettungsringe eine höfliche Bitte an die werten Selbstmörder schreiben: „Bitte sich am Rettungsring festzuhalten!“ Nach dieser erfolgreichen Probe erhielt die Polizeidirektion die Schlüssel, die sie ihrerseits den einzelnen Kommissariaten zuteilte. Diese übergaben sie den Wachleuten, die am Fluß patrouillieren, mit der Anweisung, daß derjenige, der sich dem Unfallort am nächsten befinde, einzugreifen habe.

Diese Einrichtung ist, wie wohl jeder einsieht, außerordentlich zweckmäßig und praktisch, denn wie Sie an dem von mir beschriebenen Fall sehen können, werden die Ringe sehr wenig abgenützt, das Schloß wird nicht beschädigt, das Seil nicht feucht, und so braucht man das alles nicht stets zu reparieren und zu ersetzen wie das Prager Pflaster. Mein Fall, den ich hier erwähne, ist sehr tragisch, und ich bitte den Leser, diese dem Andenken meiner armen, unglücklichen Tante Sophie gewidmeten Zeilen mit der nötigen Pietät zu lesen.

Sie war schon eine ältere Seele, aber die Liebe zu den Tieren verlieh ihr jene unendliche Anmut, die solche Damen so sympathisch macht. Manche hält sich zu Hause Katzen, Hunde, Vögel, aber meine arme Tante hielt Salamander. Sie hatte im ganzen acht Stück und pflegte sie mit jener großen sanften Liebe, deren nur diese älteren, empfindsamen Seelen fähig sind. Aber das menschliche Glück ist selten von langer Dauer. Ähnliches gilt für Salamander. Stirbt ein Familienmitglied, so ist der Verlust schmerzlich. Aber Welch ein Schlag für meine Tante, als plötzlich alle acht Salamander auf einmal krepier-ten!

Von diesem Augenblick an wich ich keinen Schritt von ihrer

Seite. Durch Sohnesliebe wollte ich ihr die Salamander ersetzen. Leider vergebens. Meine arme Tante sah in mir bloß ihren Neffen und keinen Salamander, der sich fröhlich im Wasser herumtummelt; sie wurde schwermütig, und nur wenn ich vor ihren Augen in eine große Wanne stieg und dort herumzappelte, vergaß sie für einen Augenblick ihren Gram und sah in mir einen Salamander. Und als ich mich einmal schwarz und gelb bemalte, schien sie von ihrer Melancholie geheilt zu sein.

Nach kurzer Zeit jedoch brach ihr Schmerz von neuem aus, und sie wollte mit mir nur noch am Wasser spazierengehen.

Das Wasser erinnerte sie an ihre Lieblinge, und ins Wasser zog sie es auch. Ach!

Eines Tages begaben wir uns wieder zum Fluß und gingen über die Karlsbrücke. Sie war während des ganzen Spazierganges niedergeschlagen, und als wir das Kreuz in der Mitte der Brücke erreichten, fragte sie mich:

„Ist es hier tief?“

„Jawohl, Tante.“

„Und wenn ich hinunterspringe, ertrinke ich da?“

„Auf jeden Fall, Tantchen.“

Sie sagte lange nichts, erst nach einer Weile bemerkte sie: „Weißt du, ich war in meiner Jugend Kunstreiterin im Zirkus.“

Damit schwang sich die Alte über die Brückenmauer — wie bei olympischen Spielen die besten Springer — und fiel hinunter ins Wasser.

Es glückte, dann schwamm sie stromabwärts, und ich flog zum nächsten Wachmann, um den Schlüssel zu dem eingemauerten Kästchen mit dem Rettungsgürtel und dem Seil zu holen.

Ich fand ihn bei der Kreuzherrenkirche. Er beobachtete dort die Tauben auf dem Dach.

Ich erklärte ihm, was geschehen war. Er zog das Notizbuch: „Sie behaupten also, daß es Ihre Tante war. Wissen Sie das bestimmt?“

„Ich kann es beschwören.“

„Gut, und Sie wollen also den Schlüssel zu den Rettungsgegenständen. Und wissen Sie, an welcher Stelle sie ins Wasser sprang?“

„Bei der Statue des heiligen Jan Nepomuk, sie war immer seine große Verehrerin.“

„Ja, mein lieber Herr, dann läßt sich auf dieser Seite nichts tun. Ich kann Ihnen den Schlüssel nicht geben, weil ich nicht der nächste Wachmann bin. Der nächste ist in diesem Falle der Wachmann am Brückentor. Holen Sie den Schlüssel bei ihm, aber rasch, es handelt sich um ein Menschenleben!“

Ich lief und fand den Wachmann in der Brückengasse, ein schönes Stück hinterm Brückentor.

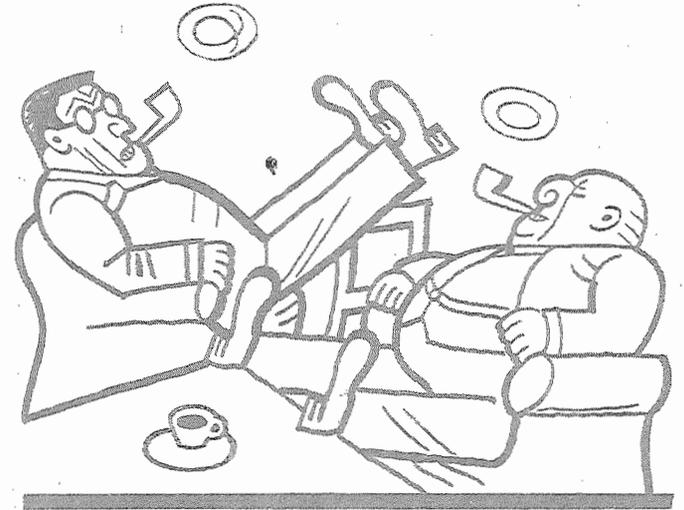
„Mein Herr, ich bin nicht der nächste. Wenn mein Kollege jetzt bei der Kreuzherrenkirche ist, dann ist er doch der nächste. Laufen Sie zu ihm!“

Ich lief zu ihm zurück, aber er war schon in der Karlsgasse hinter dem Klementinum.

Er lachte, denn wieder war er nicht der nächste: „Das ist eine verflixte Sache, nun ist doch der Wachmann in der Brückengasse am nächsten. Daß Ihnen ja nicht die Tante ertrinkt, bevor Sie zu ihm zurücklaufen.“

Seine Befürchtungen gingen in Erfüllung. Sie ertrank, während ich mit ihm in der Karlsgasse diskutierte, ich glaube jedoch, daß er doch der nächste war, denn der andere erreichte inzwischen den Kleinstädter Ring.

(1912)



Beispiel aus dem Leben

Amerikanische Humoreske

„O nein, junger Freund“, sagte Herr Williams, der Bankier, zu dem jungen Mann, der ihm gegenüber im Klubsessel saß, die Beine über einen Stuhl ausgestreckt. „Nein, Herr Chawean, hören Sie mich aufmerksam an und sehen Sie zu, daß Sie etwas lernen. Sie wollen die Hand meiner Tochter Lotty. Das heißt, Sie wollen mein Schwiegersohn werden. Dadurch hoffen Sie Geld zu erhalten. Vor einer Weile haben Sie auf meine Frage, ob Sie irgendein Vermögen besitzen, geantwortet, daß Sie arm seien und Ihr Vermögen nur zweihundert Dollar betrage.“

Herr Williams legte die Beine auf den Tisch, der vor seinem Sessel stand, und fuhr fort: „Sie behaupten, daß auch ich einst arm gewesen sei und daß ich nicht einmal diese zweihundert Dollar gehabt habe. Ich bestreite es nicht, aber ich sage Ihnen, daß ich in Ihrem Alter schon eine beträchtliche Summe bei-
einanderhatte. Und zwar deshalb, weil ich Verstand besaß, der

Ihnen fehlt. Ich sehe, daß Sie im Sessel hin und her rutschen, lassen Sie sich nicht stören aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich einen kräftigen Neger als Diener habe. Hören Sie aufmerksam zu, und nehmen Sie sich daran ein Beispiel. Im Alter von sechzehn Jahren kam ich zu meinem Onkel nach Nebraska. Um zu Geld zu kommen, überredete ich meinen Onkel, den Neger, der eben gelyncht werden sollte, auf seinem Grundstück lynchen zu lassen. Gut: Man lynchte den Neger auf dem Grundstück meines Onkels, aber wer dabeisein wollte, mußte eine bestimmte Gebühr bezahlen, denn wir hatten den Platz umzäunen lassen. Ich kassierte das Eintrittsgeld, und nachdem man den Neger aufgehängt hatte, nahm ich das Geld und floh noch am selben Abend. Der gehängte Neger brachte mir Glück. Für das Geld kaufte ich mir im Norden ein Grundstück und setzte das Gerücht in Umlauf, ich hätte beim Umgraben an einer Stelle Gold gefunden. Das Grundstück verkaufte ich daraufhin sehr vorteilhaft, und das Geld legte ich an. Es ist nicht der Rede wert zu erwähnen, daß ich später von einem der Betrogenen angeschossen wurde, denn jener Revolverschuß, der mir einen Knochen der rechten Hand zertrümmerte, brachte mir nur etwa zweitausend Dollar Schmerzensgeld ein.

Nachdem ich genesen war, kaufte ich für mein ganzes Geld Aktien einer Religionsgesellschaft für den Bau von Kirchen in dem von Indianern bewohnten Gebiet. Wir gaben damals Ehrendiplome zu hundert Dollars heraus und bauten keine einzige Kirche.

Die Gesellschaft sah sich gezwungen, den Konkurs anzumelden. Eine Woche vorher hatte ich die Aktien der Religionsgesellschaft gegen Anweisungen auf Rindshäute verhandelt, deren Preis gerade im Steigen war.

Ich richtete mir ein Geschäft mit Rindshäuten ein, das mir eine Menge Geld brachte, denn ich verkaufte gegen Bargeld, kaufte selbst aber nur auf Kredit.

Mein Vermögen hinterlegte ich bei einigen Banken in Kanada und meldete den Konkurs an. Ich wurde eingesperrt, und während der Gerichtsverhandlung redete ich derart verworrenes Zeug, daß mich die Gerichtsärzte für schwachsinnig erklärten und das Gericht mich freisprechen mußte. Vorher veranstaltete es noch beim anwesenden Publikum eine Geldsammlung, deren Betrag für die Reise nach Kanada reichte,

wo ich das hinterlegte Geld abholte.

Dem Brooklyner Finanzmann, Herrn Hamelsteo, entführte ich die Tochter nach San Franzisko, so daß er gezwungen war, sie mir zur Frau zu geben, weil ich drohte, mit ihr so lange in San Franzisko zu leben, bis ich in den Zeitungen die sensationelle Nachricht veröffentlichen könnte, seine Tochter sei Mutter eines unehelichen Kindes geworden.

Sehen Sie, Herr Chawean, so einer war ich. Sie dagegen haben in Ihrem Leben bisher nichts unternommen, woraus man schließen könnte, einen klugen Menschen vor sich zu haben.

Sie sagen, daß Sie meiner Tochter das Leben gerettet haben, als sie unlängst bei einem Bootsausflug ins Meer stürzte. Das ist zwar sehr schön, aber für Sie hatte es keinen praktischen Wert, da Sie sich dabei, wie Sie selbst sagen, ein Paar neue Schuhe gänzlich ruiniert haben. Dafür, daß Sie sich in meine Tochter verliebt haben, kann ich doch nicht damit bestraft werden, daß ich Schwiegervater eines Mannes werde, wie Sie es sind, der kein bißchen Verstand hat.

Ich sehe, Sie bewegen sich wieder, ich verlange von Ihnen, daß Sie sich ruhig verhalten und meine Fragen beantworten. Haben Sie etwas verbrochen?“

„Nein.“

„Haben Sie Vermögen?“

„Nein.“

„Wollen Sie die Hand meiner Tochter?“

„Jawohl.“

„Liebt Sie meine Tochter?“

„Jawohl.“

„Nun die letzte Frage: Wieviel Geld haben Sie bei sich?“

„Sechsvierzig Dollar.“

„Gut. Ich sprach länger als eine halbe Stunde mit Ihnen, Sie verlangten Rat in einer Finanzangelegenheit. Ich bekomme von Ihnen dreißig Dollar. Einen Dollar pro Minute.“

„Erlauben Sie, Herr Williams“, protestierte der junge Mann.

„Was heißt da ‚Erlauben Sie‘“, unterbrach lächelnd Herr Williams und schaute auf die Uhr. „Ich bekomme einunddreißig Dollar, es ist wieder eine Minute vergangen.“

Als der überraschte Herr Chawean die geforderte Summe gezahlt hatte, sagte Herr Williams liebenswürdig: Und nun erlauben Sie, daß ich Ihnen sage: verlassen Sie mein Haus, sonst sehe ich mich gezwungen, Sie hinausbefördern zu lassen.“

„Und Ihre Tochter?“ wagte der junge Mann noch in der Tür zu fragen.

„Meine Tochter gebe ich keinem Dummkopf“, entgegnete ruhig Herr Williams; „verlassen Sie mein Haus, sonst haben Sie das Vergnügen, Ihre eigenen Zähne zu schlucken.“

„Das wäre ein schöner Schwiegersohn“, meinte Herr Williams zu seiner Tochter, als Herr Chawean fort war, „dein Liebling ist ein außerordentlich dummer Kerl, der sich nie bewähren wird.“

„Er hat nicht die geringste Hoffnung, mein Mann zu werden?“ fragte Fräulein Lotty.

„Unter diesen Umständen nicht“, entschied Herr Williams, „solange er nicht mit irgendeinem schlaun Dreh kommt, hat er gar keine Hoffnung.“

Und Herr Williams erzählte seiner Tochter, wie der Neger auf dem Grundstück seines Onkels gelyncht wurde, und alles, was er mit Herrn Chawean gesprochen hatte, und fügte hinzu: „Ich gab ihm viel Lehrreiches mit auf den Weg.“

Am nächsten Tag verreiste Herr Williams, um eine neue Geschäftsverbindung aufzunehmen.

Als er nach einer Woche zurückkehrte, fand er auf seinem Schreibtisch folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen vielmals für den Rat, den Sie mir vor einer Woche in jener Finanzangelegenheit gegeben haben. Ihr Beispiel hat mich dermaßen begeistert, daß ich während Ihrer Abwesenheit mit Ihrer Tochter nach Kanada gefahren bin und Ihrer Kasse sämtliches Bargeld und die Wertpapiere entnahm.

Ihr Chawean“

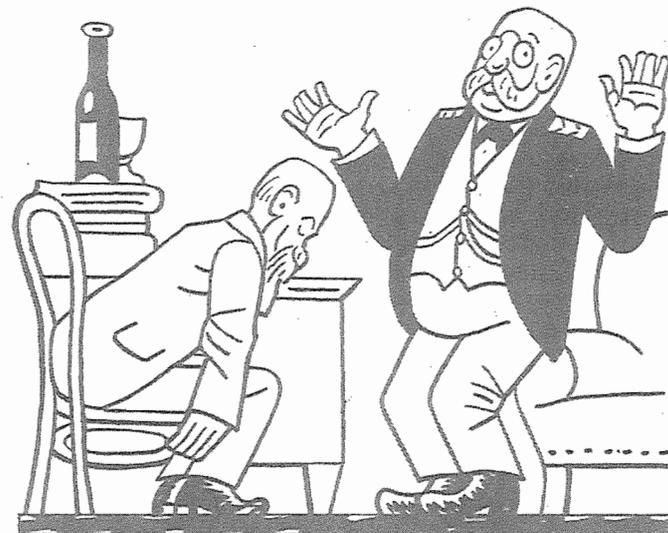
Darunter stand:

„Teurer Papa!

Ich bitte um Deinen Segen, und zugleich teile ich Dir mit, daß wir den Schlüssel zur Kasse nicht finden konnten, so daß wir sie mit Nitroglyzerin sprengen mußten.

Deine Lotty“

(1904)



Finanzielle Schwierigkeiten

Ein Angestellter des Bankhauses Procházka und Co., der alte Šima, faßte endlich nach fünfzehn Jahren Mut und klopfte an die Kontortür des Bankiers Procházka, um wegen einer kleinen Gehaltserhöhung von 20 Kronen für das neue Jahr vorstellig zu werden.

Nun sitzt also Šima vor Herrn Procházka, denn, nachdem er seine Bitte vorgetragen hatte, wurde er aufgefordert, Platz zu nehmen, und der Herr Chef spaziert gestikulierend und dozierend durchs Kontor: „Ich könnte Sie mit Ihrem unverschämten Gesuch glatt hinausschmeißen, aber da ich gerade eine halbe Stunde Zeit habe, will ich mit Ihnen wie ein Freund reden. Sie wollen, daß ich Ihr Gehalt um zwanzig Kronen monatlich erhöhe, das heißt also, jährlich um 240 Kronen. Das verlangen Sie von mir in einer Zeit, da das Damoklesschwert einer Geldverteuerung über dem Geldmarkt schwebt? Wissen Sie, daß die Alpen Aktien von 772 auf 759,60 sinken, daß die Aktien der Friedrichswerke von 940 auf 938 gefallen sind?

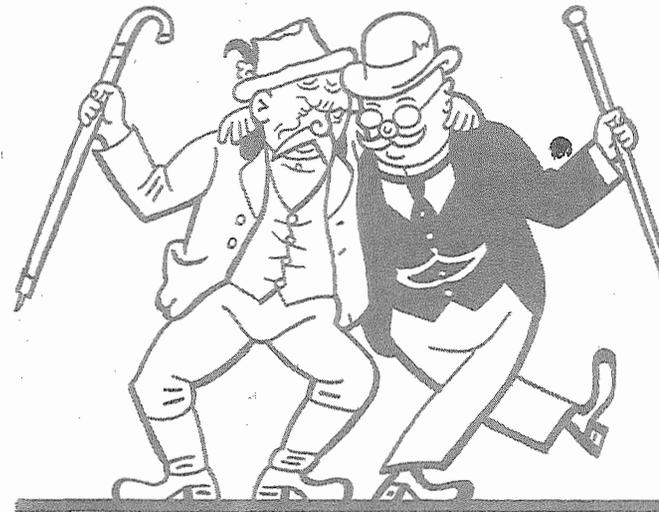
Der Kurs der Waffenfabriken sinkt ebenfalls, mein lieber Herr Šima. Von 728 auf 716,40! Das ist schrecklich. Und Sie wollen zwanzig Kronen Zulage!“

Er rang die Hände und stieß hervor: „Die Bankwerte schwanken. Das führende Papier, Aktien der österreichischen Kreditanstalt, ist seit den letzten Tagen geschwächt, die Gesamtbaisse beträgt fünf Kronen bei 664,90, und Sie wollen zwanzig Kronen Zulage! Der Markt der Verkehrswerte weist bloß flau und miserable Transaktionen aus, die Staatsbank sinkt um ganze zwölf Kronen, die italienische Regierung konnte von Frankreich nicht einmal eine Anleihe von hundert Millionen Kronen bekommen, und Sie wollen von mir zwanzig Kronen Zulage! Frankreich will seine Eisenhütten verkaufen, und man spricht vom Verkauf der russischen Staatsgüter, und Sie kommen zu mir, als verstünde es sich von selbst: ‚Ich habe treu gedient, Herr Chef, fünfzehn Jahre, und ich erlaube mir, im Hinblick auf die finanziellen Schwierigkeiten, die allgemeine Teuerung, zehn Kinder, kaputte Schuhe und meinen kränklichen Zustand um zwanzig Kronen Monatszulage zu bitten!‘ Unglückseliger, Sie haben recht, die finanziellen Schwierigkeiten sind groß. Die Aktien der Südbahn sinken um fünf Kronen pro Stück, und ich besitze sie massenhaft ... Aber warum erzähle ich es Ihnen, Mensch, merken Sie sich, daß sogar die Aktien der Buštêhrader Bahn heute keine guten Bilanzaussichten haben, der Kurs A der Buštêhrader Bahn sinkt von 2515 auf 2426 und der Kurs B von 1004 auf 976. Sie sind mit ihrem Gesuch um Gehaltszulage wohl verrückt geworden! Mensch, das ist doch reiner Wahnsinn! Besuchen Sie nur die Prager Börse! Auf dem Markt liegen so viel Werte, besteht ein solches Angebot! Aber was nützt das alles! Alle Aktien weisen eine schreckliche Schwächung auf. Kein Kurs steht fest! Die Aktien der Kreditbank, früher mit 760 gehandelt, stehen heute auf 750,75. Was sagen Sie dazu, wollen Sie noch immer eine Zulage, alter Mann? Bestehen Sie weiter auf Ihrer Forderung, wenn man nicht einmal daran denken kann, daß die Schweizer Regierung irgendwo die zwei Millionen aufreiben könnte, die sie für den Umlauf braucht. Jawohl, alter Mann! Die Monatsbilanzen über den Geldverkauf sind nicht günstig. Die diesjährige Bilanz wird zum Verrücktwerden sein. Rumänien, die Türkei, Bulgarien, Griechenland können sich keinen Heller leihen, und Sie wollen,

ich soll Ihnen das Gehalt erhöhen! Spanien, Portugal und Italien können nirgendwohin ihre Anleihe vergeben. Das Bankgeschäft Français Frères in Lyon erlitt einen Verlust von 150 Millionen Francs, eine Folge der Marokkoexpedition, und Sie kommen ganz ruhig und schießen los: ‚Herr Chef, ich bitte um eine Gehaltserhöhung von zwanzig Kronen.‘ Mensch, wissen Sie, daß man von einer bevorstehenden Fusion der Rositzer Gruben mit den Friedrichswerken spricht, und wissen Sie, daß der Ankauf von Kuxen⁹ der Grube Maria Anna die Senkung des Jahresumsatzes um zwanzigtausend Kronen zur Folge haben wird? Nirgends gedeiht eine Spekulation. Kaufen Sie sich Aktien des Podoler Zementwerkes, alter Mann, und Sie werden sehen, wie Sie sich aufspielen werden. Aber gehen Sie dann damit zur Börse! Sie sagen, daß Sie es nicht tun werden. Sie glauben, daß wenigstens die Aktien der Koliner Kunstdüngerfabrik feststehen, für die Sie 379 bezahlen. Ich habe sie aber für 382 gekauft, ich verliere also drei Kronen. Ich kann Sie, glauben Sie mir’s, gar nicht anschauen, Mensch! Sie sitzen da wie ein Holzklotz! Der Teufel soll Sie holen samt den Aktien der Zuckergesellschaften! Ich sage Ihnen, daß auch die schwach stehen, daß Sie dafür nicht mehr als 261,50 bekommen, wenn Sie sich auf den Kopf stellen. Niemand wird sich erlauben, sie mir anzubieten, ebensowenig die Aktien der Fabrik Doktor Kolben, das weiß ich bestimmt. Ich würde es einem solchen Menschen schon zeigen, alter Mann. Wissen Sie, daß die Wienerberger Ziegelbaugesellschaft am Rande eines Bankrottes steht und daß die Ljublaner Lose gesunken sind? Wissen Sie, daß sich der amerikanische Milliardär Brown erschossen hat? Wissen Sie, daß die Finanzmänner Müller, Skabat, Kovner und Hübner Selbstmord verübt haben, daß sich die Finanzmänner Reche, Quincy, Mains, Bulechard aufgehängt haben, wissen Sie, daß die Finanzmänner Karelz, Morrisson und Commot und der Bankier Hammerles samt Kompagnon in Flüsse, Kanäle und Meere gesprungen sind? Wissen Sie, daß ein Bankrott dem anderen folgt, daß auf Alaska die Kohlengruben brennen und daß der amerikanische Kohlenkönig sich hineinstürzte? Wissen Sie, daß die Schwefellager im Ural durch Erdbeben vernichtet wurden, wissen Sie, daß die Oldenburger Fünfzig-Taler-Lose um fünfzig Prozent gesunken sind, daß die Salzburger Eisenbahn- und Straßenbahngesellschaft Bankrott macht? Sie wissen es be-

stimmt nicht, sonst würden Sie von mir nicht zwanzig Kronen Monatszulage verlangen ...“
Der Bankier Procházka rüttelte den unbeweglich dasitzenden Šima, und der fiel mit eiskalten Gliedern vom Stuhl.
Über dieser finanziellen Misere war ihm das Herz gebrochen.

(1910)



Standesunterschiede

Der herrschaftliche Gutsaufseher Nykles und der herrschaftliche Verwalter Paser waren sehr gute Freunde. Sie pflegten täglich in dem geräumigen Dorfgasthaus „U Tiskú“ zusammenzusitzen und galten für ein so unzertrennliches Paar, daß man stets sicher sein konnte, in dem Aufseher Nykles und dem Verwalter Paser die Urheber aller Streiche zu finden, die die Gemeinde in Bewegung brachten. Der Aufseher hatte der Verwalter Paser zwar sehr gern, trotzdem stand zwischen ihnen etwas Schreckliches, und mitunter verfinsterte sich deshalb das Antlitz des lieben Nykles. Und das, was sie trennte, war wirklich so unerhört, daß schon der Gedanke daran den Aufseher Nykles in die hellste Empörung versetzen konnte, deren seine gute Seele nur fähig war. Denn jedesmal wenn die beiden im Gasthaus „U Tiskú“ dem guten Weir zusprachen und dabei zum Schluß einen ihrer fröhlichen Streiche spielten, die gewöhnlich darin bestanden, in der Dunkelheit den Gemeindegewächter zu fangen und in irgend-einen Graben zu werfen, da hieß es einmütig im ganzen Dorf

„Gestern war der Aufseher Nykles wieder besoffen wie ein Schwein und der Herr Verwalter ein wenig angeheitert.“

Dabei stand fest, daß beide in derselben fröhlichen Stimmung gewesen waren, daß beide dasselbe getrunken hatten und daß die Wirkung auf ihr Gehirn die gleiche war. Aber was nützte es, die Stimme des Volkes galt: „Der Aufseher Nykles war besoffen wie ein Schwein, und der Herr Verwalter war ein wenig angeheitert...“

Es darf nicht wundernehmen, daß der Aufseher Nykles innigst wünschte, dieses Verhältnis möge sich ändern. Und als es ihm zu dumm wurde, was man sich im Dorf erzählte, mäßigte er sich; wenn der Verwalter Paser drei Glas Bier getrunken hatte, trank er nur eins, so daß schließlich der Verwalter Paser dreißig Glas intus hatte und er nur zehn, das Verhältnis also 3:1 war. Nykles schlug an diesem Tag auch keinen Krach, still und versonnen stützte er den Herrn Verwalter auf dem Heimweg. Der lärmte, daß es nur so durchs Dorf hallte, und beschimpfte den Gastwirt Tiska. Nykles benahm sich äußerst anständig. Jedoch am nächsten Tag erfuhr er, daß der Wirt Tiska auf die Frage, wie es doch am Abend zuvor eigentlich zugegangen sei, geantwortet habe: „Aber Sie wissen ja, der Aufseher Nykles war besoffen wie ein Schwein und der Herr Verwalter nur ein wenig angeheitert.“

Nykles begriff, daß es sich in diesem Falle um grundlegende Standesgegensätze handle, daß große soziale Unterschiede eine entscheidende Rolle spielten. Als ob er, Nykles, sich mit dem Herrn Verwalter vergleichen könnte! Und allmählich wurde es sein sehnlichster Wunsch, man möchte einmal umgekehrt sagen: „Ja, der Aufseher war ein wenig angeheitert, aber der Herr Verwalter war besoffen wie ein Schwein — wie immer.“

Doch sein Wunsch fand nie Erfüllung. So wie es die Leute gewohnt waren, so sagten sie es weiter, aus Ehrfurcht vor dem Herrn Verwalter. Nykles konnte noch so wenig trinken, wenn er mit dem Herrn Verwalter bummelte, und sie gingen die halbe Stunde nach Hause zum Gutshof, hörte er sogar vom Herrn Verwalter jenes grausame Wort, das ihn immer so schwermütig stimmte: „Da bin ich aber heute wieder heiter!“

So schwamm der Aufseher Nykles schließlich mit dem Strom, und er wußte, daß er immer besoffen sein würde wie ein

Schwein, während der Herr Verwalter stets nur in heitere Stimmung geriet, auch wenn beide gleich voll waren.

Der Herr Verwalter konnte sich kaum auf den Beinen halten, er dagegen ging aufrecht neben ihm her. Aber der Herr Verwalter war ein wenig angeheitert und er stets „besoffen“.

Eines Tages geschah es, daß beide, der Herr Verwalter und auch Nykles, wieder gleich voll waren und nur so durch die Gegend torkelten. Der Aufseher trank im vollen Bewußtsein dessen, daß die Enthaltbarkeit ihm nichts nützte, und der Herr Verwalter soff voller Leichtsinns, im Vertrauen auf seinen guten Ruf. Dann gingen sie ins Dorf, und reichlich benebelt, warfen sie auf dem Dorfplatz irgendeinen Uniformierten in den Teich. Das war einer ihrer üblichen Scherze, für den der Herr Verwalter dem Gemeindegewächter allabendlich ein Bier und eine Zigarre spendierte. Es heißt, keiner könne seinem Schicksal entgehen, auch sie entgingen ihm nicht. Sie hatten nicht den Gemeindegewächter erwischt, sondern einen Gendarmen. Einen patrouillierenden Gendarmen, der durch den Paragraphen des Gesetzbuches geschützt war, der eindeutig vom Widerstand gegen die Staatsgewalt spricht, dessen sich jeder schuldig macht, der Hand an eine Amtsperson legt.

Von diesem Augenblick an sahen sich die beiden schon im Gefängnis sitzen. Für derartige Delikte ist das Bezirksgericht zuständig. Ein einfaches Kreisgericht genügt da nicht mehr. Und so fand die Verhandlung gegen die beiden Gewalttäter vor dem Bezirksgericht zu Jičín statt. Beide beriefen sich auf ihre Trunkenheit, und als Zeugen bezeichneten sie den Gastwirt, den Bürgermeister und noch drei Bauern aus der Gemeinde, die bestätigen konnten, daß an dem betreffenden Abend jeder von ihnen seine dreißig Maß getrunken hatte.

Als erster legte der Gastwirt Tiska sein Zeugnis ab. „Nun, Herr Zeuge, wie war das mit Herrn Nykles, in welchem Zustand befand er sich, als er Ihr Restaurant verließ?“

„Bitte, gnädiger Herr und hohes Gericht“, antwortete Tiska bedächtig, „der Nykles war, gnädiger Herr, Gott weiß es, besoffen wie ein Schwein.“

„Und der Herr Verwalter Paser, Herr Tiska?“

Der Gastwirt Tiska blickte ehrfürchtig den Herrn Verwalter an und entgegnete mit Inbrunst: „Gnädiger Herr und hohes Gericht, der Herr Verwalter war damals angeheitert.“

Das wurde zu Protokoll genommen.

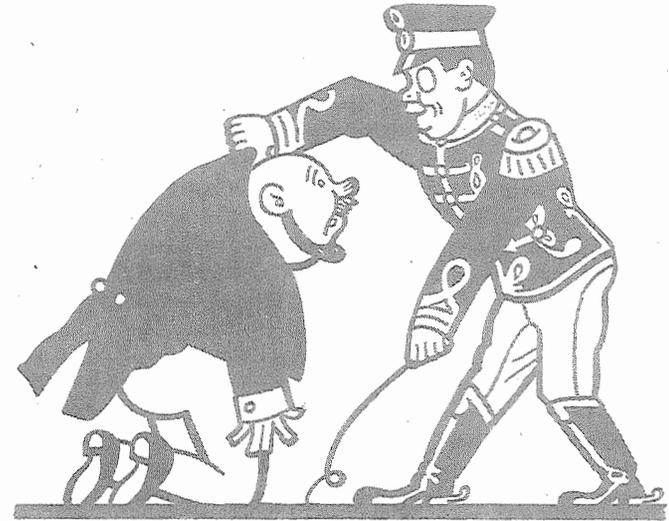
Alle übrigen Zeugen bestätigten die Aussage: „Der Aufseher, der war damals besoffen wie ein Schwein, aber der Herr Verwalter, der war nur angeheitert.“

Der Fall lag also vollkommen klar, und dementsprechend fiel auch das Urteil aus. Der Herr Verwalter, nur „angeheitert“, bekam einen Monat, das „besoffene Schwein“ aber wurde freigesprochen, da es sich seiner Taten nicht bewußt gewesen sein konnte.

Der Aufseher Nykles genoß obendrein noch die Genugtuung, nach dem Urteilspruch den Herrn Verwalter verzweifelt ausrufen zu hören: „Jesus Maria, meine Herren, ich war ja doch auch wie ein Schwein besoffen!“

Aber das änderte an der Sache nichts mehr.

(1912)



Der letzte Fürst von Schöpenhausen

Wer aufrichtiges Mitgefühl mit dem verblaßten Ruhm der Herrscherhäuser empfindet, der möge Schöpenhausen in Deutschland aufsuchen. Es ist ein ehemaliges Fürstentum und umfaßt eine Hauptstadt gleichen Namens, vier Dörfer und ein Stück Wald. Dann gibt es dort auch einen kleinen Teich, einen Bach und einen Hügel. Alles übrige besteht dann hauptsächlich aus Vieh, das man ausführte, bis der vorletzte Herrscher es streng verbot. Infolgedessen vermehrte sich das Vieh un-
gemein stark. Wohin man auch kam, alles und jedes hörte man brüllen — nur Seine Majestät nicht. Die Majestät brüllte nicht, sondern sie stotterte. Der nächste Herrscher, und zwar der letzte, konnte nicht einmal mehr stottern. Dann starb er, und es war aus mit dem Fürstentum. Das Schloß des Herrschers wurde eine Weinbrennerei. Dort, wo früher der Artillerieposten stand, verkauft nun Frau Ohnreib Flaschenbier und Käse. Und anstelle der Kanonen schmücken Batterien von Bierflaschen die Schloßmauern. Aus der Stadt Schöpenhausen wurde ein Marktflecken, und von der ganzen Herrlichkeit blieb

nur Herr Ohnreib übrig. Ihm verdanke ich es auch, daß ich nach Böhmen als Konservativer zurückkehrte. Früher waren doch noch herrliche Zeiten!

Herr Ohnreib trägt einen alten langen Gehrock und ist dekoriert mit achtzehn Orden und Verdienstmedaillen. Weil es ihm unmöglich ist, alle vorn anzuhängen, hat er für vier Orden hinten Platz finden müssen. Dabei sieht er keineswegs komisch aus, denn er trägt je zwei wie Knöpfe hinten auf den Rockschoßen.

„Die verlieh mir der Fürst Leopold“, erläutert er, und dabei patscht er sich auf den Hintern. Er patscht noch einmal: „Er ruhe sanft! Einen solchen Herrscher wird die Erde nie mehr tragen!“

Und Herr Ohnreib steht vor Ihnen, inmitten der Ruinen alter Herrscherherrlichkeit. Feuchten Auges und mit nicht geringem Stolz eröffnet er Ihnen, daß er Kammerdiener des Herrschers Leopold gewesen sei und daß er Ihnen sämtliche Denkwürdigkeiten des Marktfleckens Schöpenhausen zeigen werde. Jeder seiner Schritte steht in einem gewissen Zusammenhang mit der hohen Intelligenz des Fürsten Leopold. Schade um diesen Herrscher! Schade um die Herrscher überhaupt! Herr Ohnreib führte mich durch die Stadt, wobei er mich „Euer Gnaden“ titulierte. Wir kamen auf den Marktplatz und blieben vor dem Brunnen stehen. „Das ist, wie Euer Gnaden sehen, der Brunnen. Diesen Brunnen gründete unser ruhmreicher Leopold. Als er die Regierung übernommen hatte, betrat er zum ersten Male den Marktplatz.“ — „Und was machte Seine Majestät bis dahin zu Hause?“ — „Er weilte stets im Schloß, das forderte die Etikette. Erst nach dem Regierungsantritt durfte er in die Stadt. Und so blieb er auf dem Marktplatz stehen. Der war öde und verlassen. Seine Majestät blieb stehen und fragte: ‚Warum gibt es hier keinen Brunnen? Ich las — und auch meine Erzieher erzählten mir immer —, daß auf jedem Marktplatz ein Brunnen stehe.‘ Seine Majestät schlug mit der Reitpeitsche auf die Erde und wiederholte ständig: ‚Warum ist hier kein Brunnen? Was ist das für eine Ordnung? Warum hat man keinen Brunnen hergestellt? Wo ist der Brunnen? Bringen Sie mir einen Brunnen. Hier muß ein Brunnen stehen.‘ Seine Exzellenz der Statthalter versicherte ihm, daß man versehentlich keinen Brunnen hingestellt habe, aber wenn es Seine Majestät wünsche, würde der

Schuldige festgestellt, gefunden und bestraft werden. Seine Majestät überlegte. Unser Schultheiß stand neben dem Herrscher und kniete vor ihm nieder. ‚Sie sind also der jetzige Bürgermeister?‘ fragte Seine Majestät und hob ihn großmütig beim Kragen von der Erde auf. Der Kragen befindet sich im Städtischen Museum. Er begann etwas zu stottern, der Herr Bürgermeister, der Herrscher lächelte, wir lachten auch, und Seine Majestät klopfte dem Herrn Bürgermeister auf die Schulter und fragte: ‚Haben Sie diese Stadt gebaut?‘ — ‚Nein, Eure Majestät, diese Stadt gründete und baute ein gewisser Franz Mühlhaber aus Meiningen in den Jahren 1286—1314.‘ Seine Majestät dachte nach und erklärte dann: ‚Gut, ich verzeih Ihnen also, aber der Schuldige muß gefunden und aufgehängt werden. Ich ändere jedoch die Strafe in dem Sinne, daß er für ewige Zeiten des Landes verwiesen werde.‘ Er blickte auf und schrie: ‚Es ist noch kein Brunnen hier, wo bleibt man mit dem Brunnen!‘ Alle zitterten, nur ich faßte Mut und entgegnete: ‚Eure Majestät, der Brunnen muß gebaut werden.‘ Der Herrscher sann nach, dann rief er: ‚Merkwürdig, davon habe ich bisher nichts gehört! Gut, also dann bauen wir einen turmförmigen Brunnen. Unten wird ein Saal sein, wo Musikkompositionen dargeboten werden, im ersten Stock des Brunnens richten wir ein Museum ein, im zweiten Stock eine große Bibliothek, und der dritte Stock des Brunnens wird eine schöne Aussichtswarte.‘

Wir standen alle wie vom Donner gerührt.

‚Eure Majestät‘, sagte ich, ‚würde man dies alles einrichten, dann ginge der eigentliche Brunnen in all der Schönheit verloren und könnte nicht dem Allgemeinwohl im höchsten Maße dienen, wie es seine eigentliche Aufgabe ist. Denn jeder Brunnen dient dazu, daß die Bewohner der Stadt daraus Wasser schöpfen.‘

Seine Majestät begann zu lachen und sagte: ‚Sie haben eine merkwürdige Vorstellung davon, was die Bewohnerschaft, was meine Untertanen unter meiner Regierung trinken sollen. Sie müssen Wein statt Wasser trinken. Sie bauen also einen Brunnen, und der Bürgermeister der Stadt füllt ihn täglich auf seine Kosten mit Wein. Danken Sie mir nicht‘, winkte Seine Majestät ab, als der Bürgermeister etwas stottern wollte, das wie ‚Ich, ich, ich ...‘ klang. Am selben Tage verschwand der Bürgermeister spurlos aus der Stadt.

Da also die Brunnenfrage gelöst war, schritten wir weiter. Plötzlich blieb Seine Majestät an der Ehrenpforte am anderen Ende des Platzes stehen und fragte den Statthalter: ‚Können Sie ein Hasenmäulchen machen?‘

Seine Exzellenz der Statthalter kniete nieder und rief: ‚Bitte, Euer Gnaden, das kann ich nicht.‘ Der Herrscher verdüsterte sein Antlitz und grollte: ‚Wer von Euch kann ein Hasenmäulchen machen?‘

Ein junger Lehrer trat hervor und spitzte die Lippen. Seine Majestät lächelte ihm sehr freundlich zu und forderte ihn auf: ‚Kommen Sie jeden Tag in den Palast, Sie werden das beim Essen vorführen. Sind Sie vom Adel?‘ — ‚Nein, Eure Majestät, aber ich denke ...‘ — ‚Das ist gut. Für einen Adligen passen sich solche Dinge nicht.‘

An der anderen Ehrenpforte stand die Einwohnerschaft aus den Vorstadtgemeinden. Die Vertreter der verschiedenen Zünfte und Handwerksgenossenschaften, Priester und Schulkinder kamen, und als alle vorgestellt waren, begehrte der Herrscher: ‚Stellt mir den ältesten Hering vor!‘

‚Eure Majestät, der Hering ist doch ein Fisch‘, wandte untertänigst der Bürgermeister ein, der, wie schon gesagt, am selben Tage noch aus der Stadt verschwand. ‚Das ist Unsinn‘, schrie der Herrscher, ‚nun, wird’s bald? Der Hering ist ein Amt!‘ Ich verlor die Geistesgegenwart nicht und antwortete: ‚Eure Majestät, wir haben hier einen Hering, aber der kann sein Haus nicht verlassen, er ist schon zu alt.‘ Seine Majestät räusperte sich und wandte sich an den Finanzminister: ‚Der arme Wicht bekommt von nun an zehn Pfund Monatsunterstützung.‘

Da konnte ich mich nicht mehr beherrschen und erklärte Herrn Ohnreib: ‚Aber erlauben Sie, diese Majestät war doch ein Vollidiot!‘

Die Erde wankte unter Herrn Ohnreib, er fiel steif zu Boden. Als die Menschen zusammenliefen, rief Herr Ohnreib noch: ‚Es lebe der Fürst Leopold!‘, dann schloß er für immer die Augen, nachdem er sich auf den Bauch gedreht hatte. Die untergehende Sonne beleuchtete seine Medaillen und Orden, die hinten am Rockschoß glänzten.

(1913)



Die Tätigkeit eines modernen Diplomaten

Man sprach des öfteren, besonders in der letzten Zeit davon, daß die Diplomaten keinen Verstand hätten. Die wirklich klassische Tätigkeit des Diplomaten Graf Rudolf von Kamelen ist jedoch imstande, diese Behauptung zu widerlegen. Der hatte Verstand, der hatte viel Verstand, wie Sie hören werden.

Graf Rudolf von Kamelen entstammte einer alten Adelsfamilie, die der Menschheit den berühmtesten Idioten der Welt schenkte, Herrn Johannes von Kamelen, einen Mann von Weltformat, er schrieb ein Werk, in dem er bewies, daß sich die Erde nicht drehe. Er starb später als Botschafter am russischen Hofe, und von den zeitgenössischen Historikern wurde er ‚nejbolši idiot vsego mira‘ genannt, was auf deutsch soviel heißt wie ‚der größte Idiot des Weltalls‘.

Herr Johannes von Kamelen hatte einen Sohn namens Karl, der unter der fixen Idee litt, er würde eine Hofdame werden. Man kurierte ihn mit kalten Duschen auf den Kopf, und es

gelang, ihm diese Idee auszureden. Er hinterließ einen Sohn Josef Anton, der als Kind die Schießtreppe kopfüber hinunterfiel und sich dabei den Schädel eindrückte, woraus sich bei ihm eine traumatische Neurose entwickelte. Er brachte es nicht weiter als bis zum General, und sein Sohn ist der eben erwähnte Rudolf.

Als der das Licht der Welt erblickte, trat der Familienrat zusammen und beschloß, daß Rudolf sich der diplomatischen Laufbahn widmen müsse, auf daß er die alte glorreiche Tradition des Grafengeschlechtes derer von Kamelen im Reiche erneuere. Der kleine Rudolf sagte darauf kein Wort, er mußte nur frisch gewickelt werden.

Das war seine erste private diplomatische Tat. Später erwies es sich, daß das Sprechenlernen geraume Zeit in Anspruch nehmen würde — bis zu seinem achten Lebensjahr bezeichnete er alles mit dem Wort Papa, nur die Weste, den Kaffee und die Suppe nannte er Mama.

Als er zehn Jahre alt war, konnte man in seiner Entwicklung bereits einen kolossalen Fortschritt verzeichnen. Langsam aber sicher begann er, die Gegenstände zu unterscheiden, und dank der Unterstützung von sechs Lehrern gelang es ihm schon mit fünfzehn Jahren, ohne fremde Hilfe seinen Namen zu schreiben und ihn dann auch zu lesen. Man verpflichtete also drei weitere Lehrer, die sich die aufrichtigste Mühe gaben, ihn aufs Leben vorzubereiten. Mit achtzehn Jahren vermochte dieser edle Mann schon alle fünf Erdteile fehlerlos auswendig aufzuzählen, und nur selten vergaß er dabei einen oder zwei. Seine Intelligenz wuchs ganz offensichtlich, und die Lehrer erkannten die Notwendigkeit, ihn, wenn er ein richtiger Diplomat werden sollte, wissen zu lassen, daß es auch andere Staaten auf der Welt gebe. Dank seiner raschen Auffassungsgabe und seines unbezähmbaren Wissensdranges konnte er mit fünfundzwanzig Jahren, also nach kaum sieben Jahren, dem Namen nach alle Staaten Europas, und mit dreißig Jahren war er bereits im Staatsdienst, nachdem er Makao und Bakarats¹⁰ spielen gelernt hatte, wozu er ein angeborenes Talent zeigte. Er wurde dem Außenministerium zugeteilt, wohin er immer nach den durchbummelten Nächten schlafen kam.

Eines Tages klopfte ihm der Außenminister auf die Schulter und teilte ihm mit, daß er mit einem Geheimauftrag in die Hauptstadt des Nachbarreiches entsandt werden sollte. Der

Geheimauftrag bestand aus einem Bogen mit verschiedenem Gekritzel. In dieser chiffrierten Sendung wurde dem Nachbarstaat irgendein Vertrag gegen einen dritten Staat vorge schlagen, der in letzter Zeit durch die Anschaffung einer größeren Anzahl Kanonen auffallend in Schulden geriet.

Graf Rudolf von Kamelen nahm die Tasche mit der wichtigen, diplomatischen Staatsurkunde an sich und reiste unverzüglich nach dem Nachbarstaat.

Als er in der fremden Hauptstadt vom Bahnhof in sein Hotel fuhr, bemerkte er, daß ihm etwas fehlte. Er hatte nämlich die Tasche im Zugabteil liegenlassen. Trotz aller Anstrengungen vermochte er sich aber nicht zu erinnern, was er verloren hatte, was ihm eigentlich fehlte, und als er im Hotel ankam, da wußte er plötzlich nicht, wozu er hier sei und was er in der fremden Stadt zu tun habe.

Auch der Hotelbesitzer, den er sich zum Telefon rufen ließ, konnte ihm auf seine Frage keine nähere Auskunft geben.

Er ging also in die Stadt, und es fiel ihm ein, daß er — wenn er schon da war — etwas rauchen könnte.

Er trat in das nächstbeste Geschäft und verlangte eine Schachtel feine Zigaretten.

„Verzeihen Sie“, entgegnete freundlich der Geschäftsinhaber, „unsere Firma ist eine Eisenhandlung, kein Tabakladen. Wir verkaufen alle möglichen Schrauben, Nägel, Nieten und Kocher, von denen wir Ihnen besonders das Patent Creos, einen Petroleumkocher, bestens empfehlen können.“

„Das ist eine freche Beleidigung!“ erzürnte sich Graf Rudolf von Kamelen. „Sie weigern sich, mir, dem Vertreter einer fremden Regierung, Zigaretten zu verkaufen...“

„Das Patent Creos, Petroleum...“, stotterte der verängstigte Geschäftsmann. „Wirklich, mein lieber Herr, hier ist eine Eisenwarenhandlung.“

„Das bedeutet Krieg“, schrie Graf Rudolf, „unsere Regierung darf sich ein solches Verhalten nicht gefallen lassen! Wir fegen euch in alle Winkel der Erde, dann werden Sie, mein Herr, schwere Milliarden Kriegsschädigung zu zahlen haben!“

Schäumend verließ er das Geschäft. Mit dem Abendzug kehrte er in seine Heimat zurück und ließ noch in der Nacht den Außenminister aus dem Bett holen.

Der Herr Außenminister war noch schlaftrunken, und als ihm Graf Rudolf von Kamelen erklärte, daß man sich in dem

fremden Lande geweigert habe, ihm Zigaretten zu verkaufen, gähnte er und meinte: „Lieber Graf, schicken Sie ihnen eine scharfe Note, und nun gute Nacht.“

Graf Rudolf wiederholte die ganze Nacht: „Scharfe Note schicken, scharfe Note schicken, Donnerwetter, was soll das sein?“

Morgens fuhr er in die Stadt, und wie er so nachdachte, was für eine Note das sein könne, erblickte er über einem Laden das Schild: „Notenhandlung“.

Unverzüglich verließ er das Automobil und fuhr wie ein Sturmwind in das Geschäft.

„Ich will eine scharfe Note“, schrie er die Verkäuferin an, „etwas sehr Scharfes, sacrébleu!“

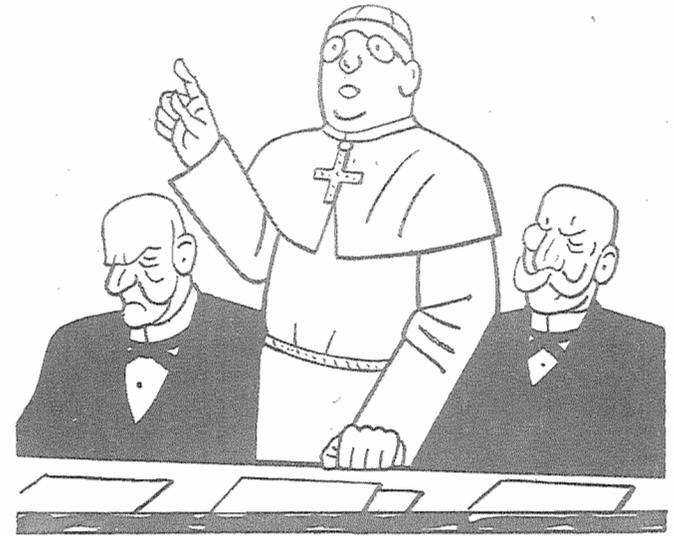
„Dann also den Rakoczy-Marsch“, entschied die Verkäuferin.

Er warf das Geld auf den Tisch, ergriff die Noten und fuhr nach Hause, wo er sie eigenhändig einpackte und mit der Anschrift der fremden Regierung versah.

Zähneknirschend brachte er persönlich die Noten des Rakoczy-Marsches zur Post.

Das war seine großartigste diplomatische Tat.

(1912)



Tagung des Herrenhauses

Der Vorsitzende, Fürst Windischgrätz, eröffnet die Tagung um 11.25 Uhr.

Freiherr von Habersdorfer schlägt vor, heute über das Schicksal der Gesetzesvorlage gegen die Teuerung zu entscheiden. Dieser Vorschlag wird angenommen.

Katschala Jan, Bischof von Salzburg, wundert sich, warum eine derartige kleinliche Frage wie die Gesetzesvorlage gegen die Teuerung eben heute behandelt werden soll, wo es doch eher angebracht wäre, über die Realisierung des Gesetzes gegen den Modernismus in der katholischen Kirche zu sprechen.

Graf Wolkenstein-Treusburg, Geheimrat, Kammerherr, Botschafter a. D., Ritter des Goldenen Vlieses, Besitzer des Gutes Treusburg und des Erbgutes Wolkenstein, hält die Frage der Teuerung für erledigt. Es zeigte sich doch beim Ankauf von Perserteppichen, daß die Preise der Luxusstoffe heute nicht ansteigen. Es wäre besser und nützlicher, ein Gesetz gegen die Abkürzungen der Titel aller Mitglieder des

Herrenhauses zu erlassen. Wie komme er dazu, daß in den Zeitungen hinter seinem Namen nur folgendes vermerkt stehe: G., K., B. a. D., R. d. G. V., B. d. G. Tr. u. d. E. W. Das G könne im Deutschen auch die Abkürzung von „Gauener“ statt von „Geheimrat“ sein.

Freiherr von Brambau-Hillengrund, Geheimrat und Vorsitzender des Senats des Obersten Gerichtshofes, schließt sich den Ansichten seines Vorredners an und spricht seinen Unwillen über die beständigen Beschwerden gegen die Teuerung aus.

Th. Grasböck, Abt des Klosters von Vilhering in Oberösterreich, erklärt, daß er nichts von einer allgemeinen Teuerung wisse. Die Bauern aus der Umgebung brächten auch heute ihre Kälber als Spenden christlicher Liebe ins Kloster und schickten nach wie vor ihre Kinder in die Klosterschule.

Dem Grafen Jan Stadnicky, Großgutsbesitzer, ist ebenfalls nichts von einer Teuerung bekannt. Jedes Jahr verbringe er fünf Monate in Paris, die Austern seien dort dieses Jahr um einen Franc im Großdutzend billiger. Der Champagner sei ebenso teuer wie im vorigen Jahr.

Ben. Korčian, der Abt des Rajhrader Klosters, ist der Ansicht, daß an der Teuerung das besitzlose Volk schuld sei, das, durch die Sozialisten verführt, alles umsonst haben möchte. Fürst Khevenhüller-Metsch, Geheimrat, Kammerherr und Botschafter in Paris, teilt die Ansicht des Grafen Jan Stadnicky, daß die Austern dieses Jahr billiger seien.

Dr. Grabmayer, Vizepräsident des Reichsgerichts, wirft dazwischen: „Auch die Fasanen sind im Preis gesunken!“

Graf Kufstein: „Pardon, Herr Doktor, Sie sprechen vielleicht von Ihren Fasanen, die siebenbürgischen dagegen sind dieses Jahr teurer.“

Der Vorsitzende, Fürst Windischgrätz, konstatiert, daß die Siebenbürger Fasanen dieses Jahr wirklich seltener seien, und zwar wahrscheinlich infolge des regnerischen Wetters.

Graf Leo Bilinsky, ehemaliger Statthalter von Galizien: „Die besten Fasanen sind die aus dem Maguragebirge.“

Gilbert Helmer, Abt in Teplá, stimmt zu: „Ihr Fleisch ist heller!“

Der Vorsitzende, Fürst Windischgrätz, bekräftigt, daß sie sich wirklich im Vergleich zu den Siebenbürger Fasanen durch helleres Fleisch auszeichnen.

Freiherr von Hachelberg-Laudon, Domherr aus Wien: „Und es ist auch schmackhafter!“

Fürst Trautmansdorf-Weinsberg, Kammerherr und Geheimrat, polemisiert mit dem Vorredner. Mit Trüffel-Füllung schmecke am besten der böhmische Fasan aus seiner Fasanerie bei Horšův Týn.

Freiherr Marius Pasetti: „Gestatten Sie, Exzellenz, Fasan mit Schinken und Champignons, mit Madeira begossen, wird bei Hofe serviert!“

Fürst Trautmansdorf-Weinsberg bestätigt loyal, daß der Fasan, auf diese Weise zubereitet, am besten sei, und fordert die Mitglieder des Herrenhauses auf, durch ein Erheben von den Sitzen der Regierung das Vertrauen kundzugeben.

Danach findet die Debatte zur Teuerung ihre Fortsetzung.

Der Fürst Alfred Montenuovo, der oberste Hofmeister, äußert als Hauptredner die Befürchtung, die heutige Teuerung sei nur ein Vorwand für unzufriedene Elemente, ungestraft plündern zu können. Ein ordentlicher Mensch beklage sich nicht, daß die Lebensmittelpreise stiegen! Für einen ordentlichen Menschen existiere der Begriff der Teuerung nicht! Wer es sich nicht leisten könne, müsse ja nicht dreimal täglich essen.

Fr. Marat, General, Großmeister der Kreuzherren in Prag, erklärt, daß die allgemeine Teuerung eine Erfindung sei, mit der man die Arbeitgeber zwingen wolle, die Löhne zu erhöhen. Auf den Gütern der Kreuzherren zahle man den Leuten in den Gehöften täglich 80 Heller. Wenn einer davon seine fünfköpfige Familie ernähren müsse, sei das seine Privatsache, in die sich die Regierung nicht einmischen dürfe, da sie die bürgerliche Freiheit respektiere. (Beifall.)

Prinz Friedrich Schaumburg-Lippe bringt sein Erstaunen über die angebliche Existenz einer Teuerung aus: „Die Firma Benz, Automobilfabrik zu Mannheim, senkte die Preise der Automobile um fünf Prozent.“

Freiherr Friedrich Moll: „Mercedes ist eine bessere Marke und billiger!“

Graf Vrint von Falkenstein: „Benz siegte bei der Fahrt Paris — Lyon — Brüssel — Straßburg — Nizza — Paris!“

Freiherr Friedrich Moll: „Marke Mercedes siegte auf der Strecke zwischen Birmingham und London, Herr Graf!“

Der Vorsitzende, Fürst Windischgrätz, weist darauf hin, daß man in erster Linie die einheimische Industrie unterstützen

müsse, und bittet die Herren Interessenten, sich an das Handelsministerium zu wenden, von dem sie die Verzeichnisse der inländischen Firmen mit den besten Angeboten erhalten könnten. Zugleich konstatiert er, daß in der Tat die Automobile der besten Marken billiger geworden seien.

Ritter Gorayski: „Rennpferde sind ebenfalls im Preis gesunken. Ich habe für nur 20000 Kronen einen Vollblut-Traber gekauft.“

Dr. K. Mattus, Oberdirektor der Landesbank, spricht davon, daß die Gerüchte von der allgemeinen Teuerung ziemlich übertrieben seien, denn auch das Geld sei billiger geworden. Heute bekomme ein Großgrundbesitzer eine Hypothek zu weit billigeren Bedingungen.

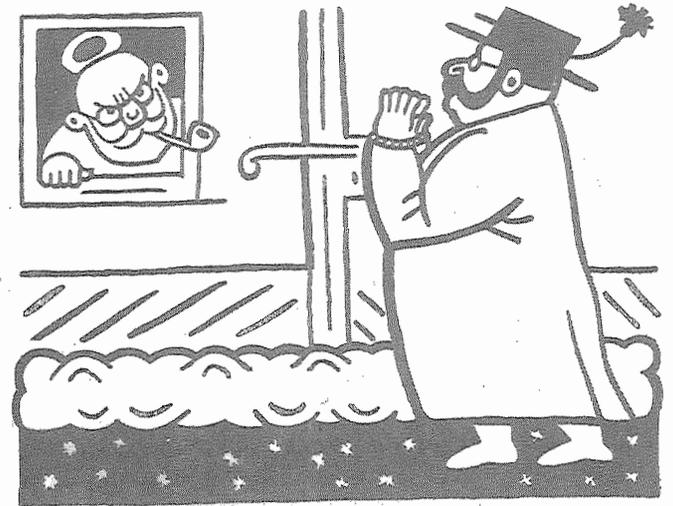
Graf Hardegg: „Nur schwere spanische Weine sind teurer geworden.“

Propst Schmoln: „Und Schildkröten!“

Fürst Rohan: „Wir wollen eine Kommission bilden, die der Regierung den Vorschlag zu unterbreiten hat, den Zoll für schwere spanische Weine und Schildkröten aufzuheben.“

Dieser Vorschlag wird angenommen. Danach findet die Wahl statt, und Graf Goluchowsky, Freiherr Schey und Graf Vetter von der Lilie werden in die Kommission gewählt, der es obliegt, sich mit der Zulassung einer Einfuhr ausländischer Schildkröten und spanischer Weine zu beschäftigen. Das Gesetz gegen die allgemeine Teuerung wird bei der zweiten und dritten Lesung abgelehnt.

(1911)



Am Himmelstor

Ein österreichischer Justizminister kam in den Himmel und betätigte sich dort an der Pforte als Gehilfe des heiligen Petrus.

Er rauchte seine Pfeife, spuckte hinunter in die Hölle und beobachtete die Seelen, die in den Himmel wollten.

Manche von ihnen traten sehr selbstbewußt auf, andere waren demütig und baten leise und bescheiden um Einlaß.

Wieder andere pochten laut ans Tor und schrien dreist, daß sie wahre Unschuldslämmer seien.

Der ehemalige österreichische Justizminister untersuchte jede Seele, fragte, wer sie sei, und half dann dem heiligen Petrus das Tor zu öffnen, denn im Laufe der vielen Jahrhunderte, die der heilige Petrus schon am Tore saß, war das Schloß ganz verrostet und ließ sich nur schwer aufmachen.

„Lieber Petrus“, sagte eines Tages der Justizminister, „wir müssen das Schloß mit Vaseline schmieren. So geht’s nicht weiter. Es knarrt ja ganz erbärmlich.“

„Daran denke ich schon seit reichlich sechshundert Jahren“, erwiderte Sankt Petrus, „aber wie du weißt, konnte ich mich

nicht von der Stelle rühren, solange ich keinen Gehilfen hatte, und wenn ich auch bisweilen einen bekam, so geschah es doch oft, daß er die Märtyrerinnen, die gen Himmel schwebten, hihi, zu aufdringlich untersuchte, betätschelte, kitzelte, und — du weißt die Seelen haben keine Kleider an. Und manche Seelen waren so mollig, hihi, junge Märtyrerinnen, Exzellenz. Ein Körper wie aus Alabaster! Manche trugen den Kopf unterm Arm, daß es eine Freude war, und wie die eine von den Märtyrerinnen so lachte, als mein Gehilfe mit ihr schäkerte, rutschte der Kopf weg, und wir mußten sie so ohne Kopf ins Himmelreich einlassen. Das ist die kopflose Heilige, die am Springbrunnen auf dem Baume sitzt und sich jeden Abend dort die Beine badet. Die Sache erregte damals sehr großes Aufsehen, und mein Gehilfe mußte von der Pforte weg. Ich bekam dann einen anderen. Er diente mir redlich zweihundert Jahre, bis schließlich eines Tages zwei kräftige Engel kamen und den Kerl vom Himmel ins Fegefeuer hinabstießen. Auf Erden existieren nämlich zwei Menschen gleichen Namens, der eine war ein Gauner und der andere ein braver Mensch, der Gauner wurde in den Himmel aufgenommen, und der Brave kam zu spät und mußte in die Hölle. Nachdem man ihn dort zweihundert Jahre lang in siedende Jauche getaucht hatte, kam man dahinter, daß er eigentlich ein Heiliger war. Er duftete Tag und Nacht trotz der Prozedur so wunderbar, daß einige Teufel in sich gingen und an Gott zu glauben begannen. Wie Sie sehen, hat man seine Sorgen, Exzellenz. Wie gesagt, Gott weiß, wie viele Jahrhunderte ich mich nicht mehr von der Pforte weggerührt habe. Auf Erden lacht man mich schon aus wie den Papst, weil ich nirgends hinkomme, aber nun, verzeihen Sie, ich werde doch ausgehen. Ich hole Vaseline, und dann können wir die Pforte schmieren. Ich weiß, daß ich mich auf Sie, Exzellenz, vollkommen verlassen kann. Über Nacht mögen Eure Exzellenz das Tor immer doppelt verschließen und den Riegel vorschieben, damit die Teufel nicht zu uns kommen können. Einmal geschah es nämlich, daß sie mit einem Dietrich aufschlossen und sich in die Abteilung einschlichen, in der sich einige Seelen zur Beobachtung befanden. Dort war eine üppige junge Frau, die vom Pariser Erzbischof persönlich ein Zeugnis ihrer Unschuld besaß. Die Sache war sehr verzwickt, und der himmlische Obergerichtshof untersuchte die ganze Angelegenheit. Einer von den Teufeln aber,

die in den Himmel eingedrungen waren, gelangte über die Mauer in diese Observationsabteilung, und das Unheil war da. Nach neun Monaten kam ein Teufelchen zum Himmel. Sie erhielt dafür neun mal hunderttausend Jahre Qualen, und das Teufelchen habe ich feierlich und fromm ertränkt. Lassen Sie sich, Exzellenz, auch durch kein Wehklagen rühren! Es ist besser, einen Gerechten ganze Jahrhunderte warten zu lassen, als einem Ungerechten das Himmelreich zu öffnen.“

„Das verstehe ich“, erwiderte der ehemalige Justizminister. „Und noch etwas, Exzellenz, wenn Sie jemandem in den Himmel Einlaß gewähren, wollen Sie ihn gefälligst gründlich untersuchen, damit er nicht etwas gegen die Kirche und die Ordnung Gerichtetes einschmuggelt. Man möchte sich vielleicht darüber beklagen, wie man auf Erden heute über den Himmel schreibt, und brächte zu diesem Zweck möglicherweise Zeitungsausschnitte mit. Heute kann man nicht einmal mehr den Heiligen Vertrauen schenken. Also leben Sie wohl. Ich geh' jetzt die Vaseline besorgen.“

Der ehemalige Justizminister blieb allein am Himmelstor und beobachtete streng durch den „Spion“ die Umgebung. Weit unten schwammen die Planeten, und als er den Erdball erblickte, kehrte ihm Österreich gerade den Rücken zu. Mürrisch wandte er sich ab und erwartete die Seelen. Endlich erklang ein dreistes Klopfen am Tor.

„Wer sind Sie?“

„Der Führer der Sozialdemokraten.“

Der ehemalige Justizminister lächelte. „Nun, Sie haben es ja nie ernst gemeint. Treten Sie ein!“

Die Seele trat demütig näher und verneigte sich tief. Als sie den Vertreter des heiligen Petrus erblickte, erkannte sie ihn augenblicklich.

„Wenn wir auf Erden zusammengehalten haben, werden wir auch im Himmel zusammenhalten“, sagte der ehemalige Minister. „Möchten Sie vielleicht Tabak, oder ist eine Pfeife gefällig?“

Der frisch gebackene Himmelsbewohner rauchte und beobachtete interessiert die Neuankömmlinge. Wieder erschienen zwei Seelen. Der Justizminister war gerade im Begriff, sie in den Himmel einzulassen, da hielt ihn sein alter Bekannter zurück.

„Lieber Freund, diese zwei nicht“, rief er. „Die haben einmal gegen die Regierung gestimmt!“

Kurz danach trugen schon die Teufel die beiden unter dem Arm in die Hölle, wo sie für alle Ewigkeit in flüssigen Schwefel gesteckt wurden.

So sehen wir, daß der ewigen Gerechtigkeit nichts entgeht, und sollte auch hier auf Erden den Oppositionellen nichts widerfahren, so kommen sie doch durch weise Fügung nie in den Himmel, sondern nur in flüssigen Schwefel.

(1909)



Vor den Stichwahlen¹¹ in Vyšehrad

„Ausgeschlossen“, sagte das Mitglied des Wahlausschusses der Sozialdemokratischen Partei in Vyšehrad zum Vertreter des Wahlausschusses der Jungböhmisches Partei¹². „Und seien Sie um Gottes willen vernünftig, tausend Kronen sind zuwenig. Für den Preis, den Sie anbieten, können wir beim besten Willen nicht proklamieren: ‚Wer ein organisierter Sozialdemokrat ist, wählt Herrn Metelka.‘ So tief sind wir nicht gesunken! Was sind schon tausend Kronen? Ein Mohnkörnchen, ein winziges Mohnkörnchen. Heute haben wir das allgemeine Wahlrecht. Und was sind tausend Kronen gegen das allgemeine Wahlrecht? Tausend Kronen! Wer hat denn je gesehen, daß jemand seine Überzeugung für tausend Kronen wechselt! Ausgeschlossen! Merken Sie sich, meine Herren, daß die politische Überzeugung ein Eigentum der Bürger ist und daß sie sich nicht verkaufen läßt...“

„Tausendfünfhundert Kronen! Streiten wir nicht!“ bemerkte der Sprecher der Jungböhmern.

„Niemals!“

„Tausendsechshundert Kronen und fünf Hektoliter Bier! Lassen Sie sich sagen, Metelka ist ein ausgezeichnete Organisator auf dem Gebiet der böhmischen Minoritäten.“

„Nein und nochmals nein!“ widersetzte sich das zweite Mitglied des Wahlausschusses der Sozialdemokratischen Partei.

„Um keinen Preis. Wir bestreiten nicht, daß Metelka . . . , aber die politische Überzeugung! Sich verkaufen — niemals! Wir selbst hatten dreitausend Kronen Ausgaben beim ersten Wahlgang. Bedenken Sie weiter, daß unsere Stimmen entscheiden können, und Sie sagen tausendsechshundert Kronen und fünf Hektoliter Bier! Wenn wir mit tausend unserer Wähler rechnen, kommt auf einen Wähler kaum ein halber Liter Bier. Und Sie denken, daß einer von unseren Sozialdemokraten seine Gesinnung für einen halben Liter Bier wechselt und dadurch die ganze tschechische Sozialdemokratie lächerlich macht, damit jeder mit dem Finger auf unsere Leute zeigen und sagen kann: ‚Diese Kerle haben für einen halben Liter Bier ihre Gesinnung verkauft!‘

Niemals! Wir Sozialdemokraten wissen, daß es ehrlicher Leute unwürdig ist, für einen halben Liter Bier die politische Gesinnung wie ein Hemd zu wechseln. Früher haben sie uns mehr geboten, und dabei kam es nicht so sehr auf uns an. Unsereiner leidet oft Not und Hunger, wird vom Kapital unterdrückt, aber unseren Schild lassen wir uns nicht für einen halben Liter Bier besudeln! Wissen Sie, was Sie reden? Da sind tausend Wähler der Sozialdemokratischen Partei, und man will mit fünf Hektoliter Bier auf einen Schlag ihre politische Gesinnung ändern! Bürger! Ihre Jungböhmische Partei besteht nicht mehr aus Kavalieren wie früher, und dann tausendsechshundert Kronen, daß Sie sich, Bürger, nicht schämen! Und dabei möchten Sie vielleicht noch einen Artikel in unserem ‚Právo lidu‘¹³ haben? Sie vergessen, daß die politische Gesinnung etwas Heiliges, etwas Großes ist. Wehe denen, die sich samt ihrer politischen Gesinnung für einen elenden Groschen verkaufen! Tausendsechshundert Kronen! Der Teufel mag euch holen! Damit kommt ihr bei uns nicht an!“

„Sagen wir dann also“, versetzte der Vertreter des Jungböhmischen Wahlausschusses, „acht Hektoliter Bier und tausendachthundert Kronen!“

„Mein Herr“, entgegnete ein anderes Mitglied des So-

158

zialdemokratischen Wahlausschusses, „ich sehe, daß sich ihre Partei im Stadium des Verfalls befindet. Da sollten sich tausend sozialdemokratische Wähler für acht Hektoliter kaufen lassen? Auf einen würde etwas mehr als anderthalb Flasche Bier entfallen. Pfui! Für eine bürgerliche Partei wählen, wenn ich für elf Kreuzer Bier bekomme!“

„Und dann“, unterstützte ihn mit erhobener Stimme der durchgefallene Kandidat Job, „dann bedenken Sie, daß uns bisher die Wahlen zweimal soviel gekostet haben, wie Sie uns anbieten; da waren Plakate, Wähler, Agitatoren, Freibier und Gulaschsuppe, Rum, Zigaretten und Zigarren zu bezahlen. Wir fahren nicht im Fiaker zur Wahl wie ihr Bourgeois. Ihr trinkt vielleicht jeden Tag nach Herzenslust. Bei uns gibt es so was aber nur während der Wahlen. Ein paar Würstchen oder ein Stück Wellfleisch, einige Glas Bier, und erst dann geht man. Und dann wählt man aus Überzeugung! Und diese Überzeugung läßt sich mit achtzehnhundert Kronen und acht Hektoliter Bier nicht erzwingen! Das wäre eine wohlfeile Überzeugung! Die Herren schinden uns das ganze Jahr, und jetzt möchtet *Ihr* uns auch noch schinden? Niemals! Wie eine gewaltige Welle werden wir unseren reinen politischen Schild tragen! Ihr wollt zweitausend Kronen geben, und wegen des Biers sollen wir uns später einigen? Niemals! Der politische Schild ist etwas Erhabenes, und darauf darf nicht ‚2000 Kronen‘ geschrieben stehen! So eine Bagatelle! Es ist doch nicht möglich, daß eine Partei der reichen Leute wie die Eure so tief gesunken sein soll, uns schäbige zweitausend Kronen anzubieten! An Ihrer Stelle würde ich anders reden. Wir wollen nichts umsonst! Seien Sie nicht böse. Es wäre nur ein kleine Provision.“

„Aber erlauben Sie doch, meine Herren“, unterbrach ihn der Vertreter der Jungböhmern, „unser reiner politischer Schild kann keine Provisionen anerkennen. Die politische Überzeugung ist uns ebenso heilig wie Ihnen. Politische Geschäftchen gibt es für uns nicht. Wer sich kaufen läßt, ist ein Schuft. Und deshalb bieten wir Ihnen jene Summe nicht an, damit sie vielleicht Ihre politische Überzeugung verraten. Der Partei Grégrs¹⁴ liegt dies fern! Der Partei Baráks¹⁵ ist die politische Überzeugung teuer und heilig. Mehr als zweitausendfünfhundert Kronen können wir jedoch nicht geben. Was das Bier betrifft, so bieten wir für den guten Zweck zwanzig Hekto-

liter. Wohlgemerkt, Sie wählen einen rechtschaffenen Mann, der Schulrat ist und sich große Verdienste erworben hat...“

„Eben deshalb könnten Sie mehr geben. Zweitausendfünfhundert Kronen! Die Sozialdemokratie ist eine Partei von festem Charakter, eine solide Partei. Sie feilscht nicht unnützlich, die Überzeugung eines jeden ist ihr heilig.“

„Sicherlich“, gab der Sprecher des Jungböhmischen Wahlkomitees zu, „wir ehren die Überzeugung des einzelnen, wir tun, was in unseren Kräften steht. Wieviel verlangen Sie eigentlich?“

„Sie wollen uns bestechen!? Niemals! Fünftausend Kronen und was getrunken wird. Wir lassen uns nicht versklaven! Wir können nicht heruntergehen! Unsere Wähler lassen sich keinen Honig ums Maul schmieren.“

„Wir geben viertausend Kronen“, stöhnte der Sprecher der Jungböhmern. „Ihr erpreßt uns.“

„Faule Reden; fünftausend und was verzehrt und getrunken wird. Die politische Ehre läßt sich nicht kaufen.“

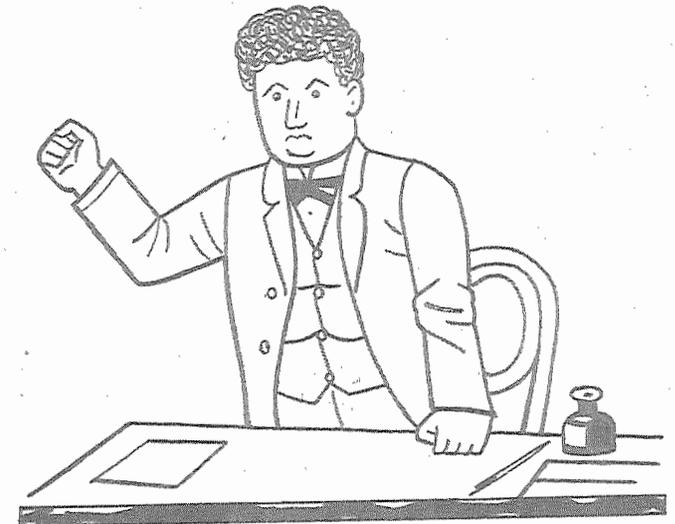
„Viertausendfünfhundert, aber mehr kann ich nicht geben, Gott ist mein Zeuge. Bedenken Sie, daß Metelka einer der besten tschechischen Männer ist!“

„Viertausendfünfhundert? Sie sind wohl verrückt, Bürger! Geben Sie die Fünfhundert dazu, und es ist erledigt. Wir schreiben Ihnen eine Quittung aus über fünftausendfünfhundert Kronen, und fünfhundert haben Sie dann selbst in der Tasche.“

„Schön, abgemacht. Wir geben fünftausend Kronen, aber nur deshalb, weil Doktor Metelka ein so hervorragender Tscheche ist. Wegen lumpiger fünfhundert Kronen werden wir uns doch nicht streiten. — Denken wir doch auch ans nächste Mal...“

„Die Vyšhrader Wahlen erfüllen mich mit Stolz“, verkündete Doktor Metelka nach den Wahlen. „Man sieht doch, was die Begeisterung vermag...“

(1909)



Was würde ich den Kommunisten raten, wäre ich Chefredakteur des Regierungsorgans „Československá Republika“¹⁶

Zur Einleitung

Sehr geehrte Redaktion des „Rudé Právo“¹⁷

Ich bin absolut nicht damit einverstanden, wenn Sie das Regierungsorgan „Československá Republika“ einen Lakaien der Regierung nennen. Es ist eine ganz natürliche und klare Sache, daß ein Regierungsorgan nicht anders handeln kann, denn: „Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'.“ Die Männer, die in der „Československá Republika“ sitzen, entwickeln keine eigene Initiative, und ich habe auch nirgends in der ganzen Welt je gesehen, daß ein Redakteur des Regierungsorgans gegen die Regierung geschrieben hätte. Ich kenne einen einzigen Fall aus der Zeit der Mandschu aus dem 16. Jahrhundert, wo der Redakteur des Regierungsblattes „Sin-ven-tschí“ ge-

schrieben hatte, daß dem Kaiser des Himmels und der Erde sich ein Nagel am kleinen Finger umgebogen hätte. Dafür wurde er an einem Haken aufgehängt wie Jánošík¹⁸ und nachträglich noch gevierteilt. Sie können sich also vorstellen, welche sittliche Qualifikation ein Redakteur im damaligen China benötigte, wenn ihm stets eine unangenehme Verstümmelung drohte. Oder möchten Sie vielleicht, daß sich die Redakteure des Regierungsorgans Kommunisten nennen und gegen die Regierung vom Leder ziehen? Schrieben denn die Herren Redakteure Svátek, Filip oder Adolf Zeman, als sie in der Redaktion der österreichischen „Pražké úřední noviny“¹⁹ arbeiteten, gegen Österreich? Der Redakteur Filip, heute nun in der „Československá Republika“, verfaßte sogar eine Festschrift zum Regierungsjubiläum des seligen Kaisers Franz Joseph. Svátek war Regierungsrat. Das ist die richtige sittliche Qualifikation! Und es sei etwas faul im Staate Dänemark? Das betrifft nicht das Regierungsorgan, wo alles nach Rangklassen eingeordnet ist! Hier gibt es keine Redakteure, hier gibt es nur Beamtete. Ihre Versuche, die anderen zu bevormunden, sind nicht so schlimm. Sie könnten noch mehr vorschreiben, aber wie schon erwähnt, fehlen ihnen dazu Initiative und Phantasie. Ich hoffe, daß mein Artikel dem Regierungsorgan eine Anregung für sein weiteres Verhalten zu bieten vermag.

Prag, Slaveninsel, 7. April 1921

Der Artikel in der „Československá Republika“, der die Kommunisten zu höflichem Benehmen ermahnen und anregen sollte, könnte ungefähr so aussehen:

Pädagogische Weisheit

Absolut unpassend ist es, daß manche kommunistischen Redner so laut sprechen. Wir wünschten, daß die Redner, die zu Massenversammlungen geschickt werden, eine fein nuancierte Sprache sprächen und ihre Stimme schonen. Es wäre erstrebenswert, daß sie vor jeder Versammlung das Sekretariat unseres Blattes aufsuchten, wo ihnen der Herr Regierungsrat bestimmte Weisungen darüber erteilen würde, was und wie sie reden sollten. Selbigenorts werden sie auch fotografiert, und

ihre Bilder werden der Polizeidirektion zum Andenken zugeschickt.

Wir sind überzeugt, daß unsere gutgemeinten Ratschläge nicht mißbraucht werden. Wir freuen uns, wenn wir mit einem Gedanken, einem Rat, einer Weisung behilflich sein können. Für kommunistische Redner haben wir geschmackvolle Abzeichen anfertigen lassen mit der Aufschrift: „Genehmigt von der ‚Československá Republika‘.“ Wer ein solches Abzeichen trägt, braucht nicht zu befürchten, von der Gendarmerie verhaftet zu werden.

Wir kommen den Herren kommunistischen Rednern so weit entgegen, daß wir dem jeweiligen Zweck entsprechende Entwürfe für die Reden zusammengestellt haben, die sie auf Meetings und Versammlungen halten können.

Wir wollen die Kommunisten durch unsere Liebe nicht verwöhnen, wir heißen bei weitem nicht alle ihre Gelüste gut, wir leiten sie nicht zu Naschhaftigkeit und Genußsucht an, zu Willkür und Ungehorsam, aber wir erwägen auch sorgfältig das Maß unserer Strenge. Wir sind bemüht, nicht grob, sondern liebenswürdig zu befehlen, aber von unseren wohlwolleren Befehlen können wir nicht abweichen. Wenn wir etwas anordnen, so erweist sich dies als eine unerläßliche Notwendigkeit. Wenn bei uns die Regierung straft, vermeidet sie Körperstrafen. Die Strafe trägt bei uns nicht den Charakter einer Rache, sondern den einer ernststen Mahnung, die unbedingt der bösen Tat folgen muß, wie wir das an dem Trhanover Fall²⁰ sehen.

Aus all dem ist ersichtlich, daß unsere Liebe zu den Kommunisten ganz anders aussieht, als man es sich gemeinhin vorstellt. Ausdauer und Geduld sind es, die unser Regierungsorgan zu pädagogischer Weisheit führen, die es auch der Regierung ermöglichen, mit dem richtigen Feingefühl zu unterscheiden, was den Kommunisten zum Nutzen und was ihnen zum Schaden gereicht. Unsere „Československá Republika“ wählt die richtigen Mittel und Wege, um die Kommunisten der Regierung näherzubringen.

Unser Regierungsorgan wünscht nichts anderes, als die Kommunisten vom Beginn ihrer Entwicklung an liebevoll zu leiten, und möchte die Rolle eines freundschaftlichen Führers auch später nicht einbüßen. Wir werden bestrebt sein, durch unsere Liebe alle Schwierigkeiten zu überwinden, um bei den

Kommunisten stets einen günstigen Nährboden für unsere Ermahnungen zu finden.

Die Kommunisten mögen den erbauenden Einfluß unserer wahren Liebe verspüren, und es möge in ihrem Leben keine unbeantwortete Frage mehr geben.

Durch unsere Ratschläge und Weisungen bieten wir den Kommunisten eine wertvolle Mitgift, ein kostbares Geschenk fürs Leben.

Vor allem hegen wir den innigen Wunsch, daß sich die Kommunisten nicht mit Politik und der Lösung der sozialen Frage befassen mögen.

Wie schön wäre es doch, wenn die Kommunisten, anstatt Meetings und Versammlungen zu veranstalten, im Sañde spielten, auf den Tummelplätzen unserer zahlreichen Parkanlagen umhertollten und statt der Vorträge über die Dritte Internationale verschiedene Gesellschaftsspiele veranstalteten. Zu diesem Zweck eröffnen wir in der „Československá Republika“ die Rubrik: „Spiele und Unterhaltungen“, die einst schon im „Glücklichen Heim“ enthalten war.

Einstweilen empfehlen wir, Rätsel zu raten, Plumpsack zu spielen und Pfänder auszulösen. Ist der politische Horizont bewölkt, können wir uns damit unterhalten, daß wir Papierfiguren ausschneiden oder Strümpfe stopfen.

Ist man entlassen und arbeitslos, kann man — da man über die nötige Muße verfügt — aus hartem Karton verschiedene Gegenstände zur Verschönerung des Heimes verfertigen.

Vor allem wollen wir uns hüten, andere Zeitungen als das Regierungsorgan zu lesen. Gehen wir in die freie Natur, atmen wir die frische Luft und beobachten wir die Ameisen, wie sie so fleißig arbeiten.

Das „Rudé Právo“ hat unlängst unserem Blatt vorgehalten, wir schrieben den Rednern vor, wie sie am 1. Mai sprechen sollten. Wir haben bisher noch nicht veröffentlicht, wie wir uns eigentlich die Reden der Kommunisten zum 1. Mai vorgestellt hätten, aber da man uns herausgefordert hat, geben wir unsere Thesen kurz an.

„Der 1. Mai ist der erste Tag des Monats Mai. Der Mai ist der erste Monat einer regeren Blumenpflanzung und hauptsächlich der Monat der Frühjahrsaussaat. Wir pflanzen Setzlinge aller Gemüsearten, die der empfindlichsten erst um die Mitte des Monats, wir setzen auch Blumen, die wir vor-

gepflanzt haben, wir säen die Pflanzensamen, deren Setzlinge früher durch die Kälte gelitten hätten, besonders Bohnen, Kürbisse, Gurken.“

Auf diesen Sinn hätte man die Ansprachen aller Redner abstimmen sollen, und wir sind überzeugt, daß die Massen vollkommen zufrieden auseinandergegangen wären in dem Bewußtsein, daß der Kopfsalat, der Kohlrabi und der Blumenkohl, die Erbsen, Karotten, die Winterendivie, Radieschen und der Sommerrettich zur Maisaat gehören.

Daß wir weder Einfluß besaßen noch irgendeinen Druck auf die Losungen der Transparente, die bei der Demonstration getragen wurden, ausübten, kann uns niemand abstreiten. Mit Schmerzen sahen wir jedoch, daß sich die Kluft zwischen Kapital und Proletariat immer mehr vertiefte.

Halten wir uns doch an die Wahrheit und bleiben wir einander gut! Welches Interesse hat das Proletariat am Kapitalismus? Wie schön wäre es doch, würde man Transparente mit der Aufschrift tragen: „Es lebe das Kapital! Eure dankbaren Arbeiter!“

Es bedarf aber einer höheren inneren Bildung und geistigen Erbauung, um die gesamte Arbeiterschaft auf eine so hohe Stufe der Einsicht zu heben, daß sie vollkommen mit ihrem Los zufrieden ist. Wenn die sogenannte Rechtspartei zu dieser Vollkommenheit gelangen konnte, hoffen wir, daß auch die Kommunisten durch eifriges Studium der „Československá Republika“, unseres Regierungsorganes, diesen Höchststand innerer Bildung bald erreichen werden und der 1. Mai dann ein wirklicher Feiertag der Arbeit, der arbeitenden Schichten zu Ehren ihrer Brüder, der Kapitalisten, sein wird. Denn was gibt es Schöneres im menschlichen Leben als das Bewußtsein, seinen Mitbürgern nützlich sein zu können.

Wenn alle unsere Ratschläge befolgt werden, dann sind wir überzeugt, daß man auch in der ärmsten Arbeiterfamilie wochentags das essen wird, was heute ein Minister sonntags speist:

Suppe aus Schnepfennestern,
Hummerragout in Butterkörbchen mit französischem Salat in Mohnblüten garniert,

Bœuf mit Madeira, mit Gemüse garniert,

Blumenkohl mit Schinkenröschen,

Rehkeule mit Wiener Knödeln,

Zitronenkörbchen mit Preiselbeeren,
Brathühner mit Salat und Kompott,
Creme „Kramár“ in einer Grillasch-Muschel,
Torte „Tuzar“ und Torte „Beneš“,
Dessert, schwarzer Kaffee, Obst.

(1921)



Meine Beichte

Der „28. Oktober“²¹ versuchte mich in einer Reihe von Feuilletons vor der tschechischen Öffentlichkeit durch den Kakao zu ziehen. Ich gebe zu, daß alles, was er über mich geschrieben hat, auf Wahrheit beruht.

Ich bin nicht nur ein Schuft und ein Halunke, wie der „28. Oktober“ sagt, sondern ein noch viel ärgerer Wüstling. Ich will deshalb versuchen, dem „28. Oktober“ genaues Material für seine Angriffe zu liefern. Dazu möge meine aufrichtige Beichte vor der ganzen tschechischen Öffentlichkeit dienen.

Also: Ich beichte Gott, dem Allmächtigen, und auch Ihnen, Herr Abgeordneter Modráček und Herr Hudec: Schon durch meine Geburt verursachte ich meiner Mutter große Unannehmlichkeiten. Sie konnte meinewegen viele Tage und Nächte nicht schlafen.

Im Alter von drei Monaten biß ich meine Amme tot. Das hatte ein Nachspiel vor dem Senat des Prager Strafgerichts, der

meine Mutter in meiner Abwesenheit zu drei Monaten Gefängnis wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht ihrem Kinde gegenüber verurteilte.

Ich war zu dieser Zeit schon derartig verkommen, daß ich nicht einmal vor dem Gericht erschien, um ein einziges Wort für meine arme Mutter einzulegen.

Im Gegenteil, ich wuchs fröhlich weiter und zeigte tierische Triebe.

Mit sechs Monaten fraß ich meinen älteren Bruder auf und stahl ihm aus dem Sarg die Heiligenbilder, die ich im Bett unseres Dienstmädchens versteckte. Sie wurde wegen Diebstahls aus dem Hause gejagt und wegen Leichenflederei zu zehn Jahren schweren Kerkers verurteilt.

Sie starb eines gewaltsamen Todes bei einer Rauferei mit anderen Sträflingen während des täglichen Spazierganges.

Ihr Bräutigam hängte sich auf und hinterließ sechs uneheliche Kinder, von denen sich später einige als internationale Hoteldiebe auszeichneten und einer Prälat des Prämonstrater Klosters wurde, während der letzte, der älteste, für den „28. Oktober“ schreibt.

Als ich ein Jahr alt war, gab es keine einzige Katze in ganz Prag, der ich nicht die Augen ausgestochen oder den Schwanz abgehackt hätte. Wenn ich mit meiner Erzieherin spazierenging, wichen mir schon von weitem alle Hunde aus.

Die Erzieherin begleitete mich jedoch nicht lange, denn als ich achtzehn Monate alt war, führte ich sie in die Kaserne am Karlsplatz, wo ich sie für zwei Päckchen Tabak den Soldaten preisgab.

Sie überlebte diese Schmach nicht, sie ließ sich bei Veleslavin von einem Personenzug überfahren. Der Zug entgleiste durch dieses Hindernis, achtzehn Leute kamen dabei um, und zwölf wurden schwer verletzt.

Mit drei Jahren war ich der verdorbenste Junge von Prag. Ich unterhielt in diesem zarten Alter ein Liebesverhältnis mit der Gemahlin einer hochstehenden Persönlichkeit. Wäre diese Affäre in die Öffentlichkeit gedrungen, ganz Prag und auch die Provinz wären in Aufruhr geraten.

Im Alter von vier Jahren lief ich von zu Hause fort, weil ich meiner Schwester Marie den Kopf mit der Nähmaschine zer schlagen hatte. Vor meiner Flucht bemächtigte ich mich einiger tausend Gulden, die ich im 5. Bezirk mit Dieben ver-

jubelte. Als mir das Geld ausgegangen war, ernährte ich mich durch Betteln und Taschendiebstähle, indem ich mich für den Sohn des Fürsten Thun ausgab. (Damals war er noch Graf.)

Ich wurde ertappt und nach Libeň in eine Besserungsanstalt geschickt, die ich aber in Brand steckte. In dem Feuer kamen alle Lehrer ums Leben, da ich sie in ihre Zimmer eingeschlossen hatte.

Traurige Zeiten kamen. Hungrig schlich ich als Fünfjähriger durch die Straßen Prags und stahl Semmeln bei den Bäckern und Äpfel bei den Hökerinnen. Meine Lage besserte sich jedoch außerordentlich, nachdem ich in der Thomaskirche eingebrochen war und dort einen goldenen Kelch gestohlen hatte. Den Kelch verkaufte ich einem Hehler im 5. Bezirk für einen Gulden, und als ich das Geld in einem bestimmten Haus im Totengäßchen verjubelt hatte, erpreßte ich den Hehler, indem ich ihm mit der Anzeige drohte. Ich zog ihm einen Gulden nach dem anderen aus der Tasche, bis er sich schließlich selbst bei der Polizei anzeigte, um es billiger zu haben.

Ich war gezwungen, aus Prag zu verschwinden, und begab mich nach Polná, und wenn meine Beichte aufrichtig und komplett sein soll, muß ich hiermit öffentlich gestehen: Nicht Hilsner²² hat das Mädel in Polná ermordet, sondern ich war es! Ich tat es für drei Gulden!

Es ist ganz natürlich, daß ich daraufhin in Polná unmöglich war. Ich ging also zu Fuß nach Wien, wohin ich im Alter von sechs Jahres kam. Da ich keine Mittel für die Rückkehr nach Prag besaß, sah ich mich gezwungen, die Bank in der Herrenstraße auszurauben, wobei ich vorher vorsichtshalber vier Wächter — einen nach dem anderen — erwürgte.

Es war wirklich einer meiner garstigsten Streiche, für den man nur schwer eine Entschuldigung findet. Aber wenn man bedenkt, daß ich mich nach der Heimat sehnte, um nach langer Zeit meine von Sorgen geplagten Eltern wiederzusehen...

Aber ich will nicht sentimental werden. Schließlich kam ich glücklich nach Prag zurück. Während der Reise lockte ich eine ältere Frau auf die Plattform eines Eisenbahnwaggon, riß ihr die Handtasche aus der Hand und stieß die Frau während der Fahrt hinaus. Als man sie dann im Abteil vermißte, sagte ich, sie sei auf der vorigen Station ausgestiegen und lasse alle grüßen.

Leider traf ich meine Eltern nicht mehr lebend an. Der Vater

hatte sich vor ungefähr zwei Monaten aus Gram über meine Verkommenheit erhängt. Mein Mütterchen war von der Karlsbrücke gesprungen, und als man sie retten wollte, kippte sie das Boot mit den Rettern um, so daß diese ebenfalls ertranken.

Ich wuchs mutterseelenallein auf, da ich die ganze Familie meines armen Onkels vergiftet hatte, um mich des Sparkassenbuches zu bemächtigen. Ich fälschte die Zahlen, um mehr herauszuschlagen.

Werte Redaktion des „28. Oktober“!

Meine Feder sträubt sich, weiterzuschreiben. Ich möchte noch mehr berichten und meine Beichte zu Ende führen. Ein Strom Tränen aufrichtiger Reue verschleiert mir jedoch den Blick. Ich weine, ich weine bitterlich über meine Jugend und über meine Vergangenheit, und ich freue mich maßlos auf die Fortsetzung Ihrer Feuilletons im „28. Oktober“. Sie sind und bleiben eine Ergänzung meiner Beichte.

Und damit meine Buße vor dem ganzen tschechischen Volke vollkommen sei, bitte ich um die Aufnahme in Ihre Partei der Radikalsozialisten. Ich verspreche, mich durch gutes Benehmen Ihres Vertrauens würdig zu erweisen. Ich bitte mir mitzuteilen, wann und wo ich den ersten Mitgliedsbeitrag an Ihre Partei zu zahlen habe.

Einstweilen auf Wiedersehen!

(1921)



Jaroslav Hašek, der größte tschechische Schriftsteller

Da ich schon einige Male meine Person erwähnte, als ich über die Geschichte der „Partei des gemäßigten Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes“ schrieb, halte ich es für angebracht, meine Bescheidenheit, die nicht am Platze ist, abzulegen und mich unparteiisch und würdig vor der gesamten Öffentlichkeit zu kritisieren.

Als Führer der „Partei des gemäßigten Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes“ sehe ich mich genötigt, meine Handlungen und meine Taten kurz und äußerst objektiv einzuschätzen, auf daß niemandem ein einziger Punkt meines herrlichen Charakters entgehe.

Es gibt wirklich Momente in meinem Leben, in denen ich zu mir selbst ganz leise sage, durch irgendeine meiner Taten begeistert: „Mein Gott, was bin ich für eine Kanone.“ Was nützt mir das aber, wenn es die Welt nicht weiß. Sie muß es erfahren, die Menschheit muß mich gebührend schätzen-

lernen, und zwar nicht nur meine große Begabung und meine riesigen Fähigkeiten, sondern hauptsächlich mein fabelhaftes Talent und meinen unvergleichlich lauterer Charakter. Jemand könnte einwenden, warum ich mir diesen Lobgesang nicht von jemand anderem, einem Befugteren, schreiben lasse, warum ich meine Bescheidenheit so sehr vergewaltige und mich selbst lobe.

Ich antworte: Weil ich mich selbst am besten kenne und über mich selbst bestimmt nichts schreibe, was der Wahrheit nicht entspricht, weil es lächerlich wäre, über mich selbst zu berichten und zu übertreiben.

Ich benutze deshalb die bescheidensten Ausdrücke, sooft ich mich loben muß. Ich beharre entschieden auf dem Standpunkt, daß Bescheidenheit den Mann schmückt, aber ein richtiger Mann soll sich nicht schmücken, und deshalb dürfen wir nicht zu bescheiden sein. Legen wir endlich jene Sentimentalität ab, derentwegen man uns „das Volk der Tauben“ nannte, und seien wir Männer! Schämen wir uns nicht, uns öffentlich zu unseren Tugenden zu bekennen! Wie schön ist es, wenn ich kühn sagen kann: „Meine Herrschaften, ich bin ein Genie“, wo ein anderer in falscher Bescheidenheit sagen würde: „Herrschaften, ich bin ein Rindvieh.“

Ein vernünftiger Mensch drängt sich ganz schlaue in den Vordergrund und läßt sich selbst hochleben. Ein bescheidenes Veilchen dagegen sitzt auf dem Lokus, während sich sein glücklicher Kollege, der sich richtig einzuschätzen weiß, auch im öffentlichen Leben zu bewähren versteht. Die Ziererei ist dabei die schlechteste Seite des menschlichen Charakters. Sie ist ein Betrug, um den der Schleier der Bescheidenheit gehüllt ist. Deshalb wäre es eine Schande, wenn gerade ich, ein Mann, der sich solche Verdienste um die ganze tschechische Literatur, die Politik und das öffentliche Leben erworben hat, die Sünde an dem tschechischen Volke beginge, es in Unwissenheit darüber weiterleben zu lassen, ob ich ein genialer Mensch bin oder nicht.

Und deshalb sage ich ganz schlicht: In der Geschichte der Menschheit gibt es nur ein einziges allseitig entwickeltes Individuum, und das bin ich. Man nehme zum Beispiel nur irgendeine von meinen außerordentlich gediegenen Erzählungen, und was sieht man, wenn man aufmerksam eine Seite nach der anderen liest? Daß jeder Satz seinen tiefen Sinn hat, jedes

Wort an der richtigen Stelle steht und alles mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Wenn ich eine Landschaft beschreibe, so liegt sie vor uns, wie fotografiert, und die Personen, die ich in der entzückend verflochtenen Handlung auftreten lasse, erstehen wie lebendig vor unseren Augen. Dabei ist die Sprache meiner literarischen Arbeiten das lauterste Tschechisch, das in seiner Reinheit auch das Tschechisch der Kralitzer Bibel²³ noch übertrifft. Es ist ein wahrer Genuß, auch nur eine einzige Zeile aus meinen Arbeiten zu lesen. Wenn man dies tut, spürt man, welch ein Zauber die Seele erfüllt, wie man auftaut, wie man selig lächelt, das Buch gar nicht weglegen kann und es stets bei sich trägt. Ich war des öfteren Zeuge, wie Leute mit Verachtung eine Zeitschrift weglegten, weil nichts von mir darin war. Ja, auch ich habe das oft getan — denn auch ich gehöre zu meinen Verehrern und verheimliche dies keineswegs. Jede meiner gedruckten Arbeiten lasse ich mir von meiner Gemahlin Jarmila, der reizendsten und intelligentesten Frau der Welt, vorlesen, und bei keinem einzigen Satz vermag ich Rufe der verdienten Bewunderung zu unterdrücken: „Wie herrlich — wie schön! Welch ein Kopf, dieser Herr Jaroslav Hašek!“ —

Das bemerke ich selbstverständlich nur nebenbei, denn dies ist gerade ein vorzügliches Dokument darüber, welche Begeisterung meine literarischen Arbeiten in Leserkreisen hervorrufen. Ich bin überzeugt, daß Tausende und aber Tausende von Lesern genauso empfinden, und ihre Begeisterung ist mir eben deshalb so teuer, weil sie dem Herzen einer sehr intelligenten Menschenmasse entspringt, für die ich stets der berühmteste Schriftsteller der Welt bleiben werde.

Als lebendiger Beweis strafe ich die gewissenlosen Kritiker Lügen, die das infame Gerücht verbreiten, daß es bei uns keinen Schriftsteller von Weltformat gebe.

Ich will nun noch ganz knapp meinen Charakter einschätzen. Ein Mensch, der so schön wie ich schreibt, muß auch eine schöne Seele haben. Und bei den nächsten Reichstagswahlen wird sich mir sicherlich genügend Gelegenheit bieten, nach einstimmiger Wahl in einem oder mehreren Bezirken das österreichische Parlament von der Schande zu befreien, daß dort bisher nicht der edelmütigste Mensch der österreichisch-ungarischen Monarchie tagte.

Ich brauche nicht zu erläutern, daß ich mich mit diesem

edelmütigen Menschen selbst meine. Zum Schluß erkläre ich ausdrücklich, daß auch das, was ich hier geschrieben habe, eine jener großen, edlen Taten ist; denn was gibt es Schöneres, als jemanden ganz selbstlos auf den Gipfel des Ruhmes emporzuheben!

Mit diesem Kapitel öffne ich auch vielen die Augen, die vielleicht in diesem Buche — in dieser großen Geschichte — ein Pamphlet oder eine Sammlung verächtlicher Kritik an manchen öffentlich tätigen Persönlichkeiten suchen. Sollten diese Zeilen ein Pamphlet sein, dann weiß ich bei Gott nicht, was ein Pamphlet ist!

(1912)

ANMERKUNGEN

- 1 *Monarch*: gemeint ist Kaiser Franz Joseph I. (1848—1916). *Okkupierte Länder*: betrifft die Annektion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn, wodurch sich die Beziehungen Österreichs zu Serbien bedeutend verschärfen und die Lage auf dem Balkan angespannt wurde.
- 2 *Klementinum*: alter historischer Gebäudekomplex, in dem sich heute die Universitätsbibliothek und einige Hörsäle der Philologischen Fakultät befinden.
- 3 *Jan Nepomucký*: kirchlicher Würdenträger und Beichtvater der Königin, der auf Befehl des Königs Václav IV. in die Moldau gestürzt wurde. Die Kirche erklärte ihn im Jahre 1729 zum Heiligen, um die Sympathien des Volkes von Jan Hus abzuwenden.
- 4 *Marie Laudová-Hořicová* (1869—1931): Schauspielerin und Publizistin. Nach einem Unfall verließ sie die Bühne und wurde Professorin am Prager Konservatorium. Sie beschäftigte sich auch mit den Fragen der gesellschaftlichen Erziehung.
- 5 *Jiří Guth-Jarkovský* (1861—1943): Erzieher in Adelsfamilien, später in der Zeit der ersten Republik Zeremoniär an der Prager Burg beim Präsidenten Masaryk bis zum Jahre 1925. Guth schrieb zahlreiche Werke über das Benehmen in Gesellschaft. Das bekannteste Werk ist sein „Gesellschaftskatechismus“. (Man könnte sagen, ein tschechischer Knigge.)
- 6 *Čech*: klerikale Zeitschrift vor dem ersten Weltkriege.
- 7 *Wódka lasów — Wódka jagodowa*: Waldwodka — Erdbeerenwodka (polnisch).
- 8 *Ojciec Plebań*: Vater Pfarrer (polnisch).
- 9 *Kux*: börsenmäßig gehandelter Bergwerksanteil.
- 10 *Makao, Bakarat*: primitive Hasardspiele, besonders in Offiziers- und Adelskreisen des alten Österreich beliebt.
- 11 *Stichwahlen*: zweite Runde der Wahlen, in denen es sich um die Mandate in den Wahlkreisen handelte, wo die Kandidaten in der ersten Wahl nicht die notwendige Stimmenzahl erhielten.
- 12 *Jungböhmische Partei*: tschechische bürgerliche Partei in der österreichisch-ungarischen Monarchie.
- 13 *Právo lidu*: Parteiorgan der Sozialdemokratischen Partei, das im Jahre 1897 gegründet wurde.
- 14 *Julius Grégr* (1831—1896): bedeutender Politiker der Jungböhmischen Partei.

- 15 *Josef Barák* (1833—1883): tschechischer Publizist, der für die nationalen und sozialen Rechte des Volkes eintrat.
- 16 *Československá Republika* (Tschechoslowakische Republik): reaktiönäre Zeitung, die von der Regierung der ersten Republik subventioniert wurde.
- 17 *Rudé Právo*: Parteiorgan der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, gegründet 1921.
- 18 *Juro Jánošík*: slowakischer Räuber und Rebell, der im Jahre 1713 gefangen und auf grausame Weise hingerichtet wurde. Die Sage machte ihn zum Volkshelden, der gegen die Unterdrückung der Armen kämpfte.
- 19 *Pražké úředni noviny* (Prager Amtsblatt): Die erste Republik (1918—1938) übernahm das ehemalige österreichische Regierungsblatt samt Titel und Redakteuren.
- 20 *Trhanover Fall*: in Trhanov wurde gegen den Soldaten Hermann, der im Gefängnis war, wegen seiner Widerspenstigkeit auf Befehl des Hauptmanns Frydrieh von einem Zugführer die Waffe benützt. Hermann wurde aus einer Entfernung von drei Schritt erschossen. Die beiden Mörder wurden freigesprochen.
- 21 *28. říjen* (Der 28. Oktober): Organ der Partei der radikalen Sozialisten, gegründet von rechtsorientierten Politikern, die sich von der Sozialdemokratischen Partei getrennt hatten.
- 22 *Hilsner*: Jude, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts von antisemitischen Kreisen in Österreich des Ritualmordes an dem Dienstmädchen Anežka Hružová beschuldigt wurde. Die fortschrittlichen Kreise bekämpften den Aberglauben des Ritualmordes.
- 23 *Kralitzer Bibel*: prachtvolle Bibelausgabe in sechs Bänden aus den Urtexten übersetzt und in den Jahren 1579 bis 1593 in Kralice von den Böhmisohen Brüdern herausgegeben. (Bis heute beste tschechische Übersetzung der Bibel.)

INHALT

Vorwort	5
Švejk zieht gen Italien	15
Der brave Soldat Švejk holt Meßwein	19
Das Superarbitrationsverfahren des braven Soldaten Švejk	24
Der brave Soldat Švejk lernt mit Schießbaumwolle umgehen	28
Die Tätigkeit des braven Soldaten Švejk bei den Aeroplanen	33
Die Informationsreise	38
Der Soldat Svoboda und der Dachshund Čor	41
Das reelle Unternehmen	43
Der Wettlauf	50
Der Menschenhändler von Amsterdam	58
Der Prozeß gegen Cham, den Sohn Noahs	62
Wie wir uns zu Hause, auf der Straße, in Ämtern, in Geschäften, in Theatern, in Aeroplanen und bei Fußballspielen benehmen sollen	68
Gespräch mit dem kleinen Mila	75
Ein gefährlicher Helfer	79
Die Heiligen und die Tiere	89
Im Kloster von Beckov	94
Eine moralische Geschichte	98
Wódka lasów — Wódka jagodowa	101
Am Plattensee	108
Der Raubmörder vor Gericht	113
Gerettet	119
Wie man mit Erfolg Selbstmörder rettet	124
Beispiel aus dem Leben	129
Finanzielle Schwierigkeiten	133
Standesunterschiede	137
Der letzte Fürst von Schöpenhausen	141
Die Tätigkeit eines modernen Diplomaten	145
Tagung des Herrenhauses	149
Am Himmelstor	153
Vor den Stichwahlen in Vyšehrad	157

Was würde ich den Kommunisten raten, wäre ich Chefredakteur des Regierungsorgans „Československá Republika“	161
Meine Beichte	167
Jaroslav Hašek, der größte tschechische Schriftsteller	171
Anmerkungen	175



GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL

Differenz des Fichteschen und Schellingschen
Systems der Philosophie

Herausgegeben von S. Diétsch
Band 874 · Broschur 1,50 M

Die erste philosophische Veröffentlichung Hegels ist ein theoretisch anspruchsvoller Text, in dem bereits die dialektischen Grundgedanken seiner späteren systemschaffenden Werke enthalten sind. Die gebildete Welt horchte auf, als der Neuling Hegel in seiner „Differenzschrift“ dem philosophisch interessierten Publikum wie auch Fichte selbst, dem Betroffenen und immerhin prominentesten Philosophen seiner Zeit, klar machte, wie weit sein Schüler Schelling, den er noch mit sich identisch wähnte, schon über ihn hinausgegangen war.

Die Schrift bietet eine Bestandsaufnahme der philosophischen Lage an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (Kant, Fichte, Schelling, Jacobi, Reinhold) und ist zugleich Lesehilfe zu dem Werk, durch das der subjektiv-idealistische Standpunkt Fichtes überwunden wurde: zu Schellings „System des transzendentalen Idealismus“.



Französische Aufklärung

Bürgerliche Emanzipation, Literatur und
Bewußtseinsbildung

Kollektivarbeit von: W. Schröder (Leitung), H. Bergmann,
B. Burmeister, M. Fontius, R. Geissler, E. Richter, M. Starke
Band 562 · Leinen 6,- M

Untersucht und dargestellt werden die Zusammenhänge zwischen der Herausbildung einer bürgerlichen Produktionsweise, bürgerlichen Bewußtseinsformen und den literarischen, philosophischen historischen Werken. Die Autoren des Bandes, Mitarbeiter des Zentralinstitutes für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, ziehen in ihrer Darstellung der Wechselwirkungen zwischen den gesellschaftlichen Veränderungen im Frankreich des 18. Jahrhunderts und den ideologisch-literarischen Kämpfen dieser Zeit eine Bilanz bisheriger Aufklärungsforschung und versuchen zugleich, neue Fragestellungen aufzuwerfen.



MARX / ENGELS / LENIN

Über Kultur, Ästhetik, Literatur

Ausgewählte Texte

Herausgegeben und mit einem Vorwort von Hans Koch

Band 30 · Broschur 3,50 M

Der Sammelband bringt systematisch zusammengestellte Arbeiten der Klassiker zur Kulturtheorie und Kulturgeschichte, zur sozialistischen Kulturrevolution sowie zur marxistischen Ästhetik und vermittelt ein Bild ihrer literaturtheoretischen und literaturgeschichtlichen Ansichten.

Lizenzausgabe des Verlages Philipp Reclam jun. Leipzig für die DDR
und die anderen sozialistischen Länder mit freundlicher Genehmigung
der Agenturen für Theater und Literatur DILIA Prag

Reclams Universal-Bibliothek Band 229

4. Auflage

Reihenentwurf: Irmgard Horlbeck-Kappler

Umschlaggestaltung: Friederike Pondelik unter Verwendung einer
Illustration von Josef Lada

Gesetzt aus Garamond-Antiqua

Printed in the German Democratic Republic

Lizenz Nr. 363. 340/59/83

LSV 7231 — Vbg. 10,9

Gesamtherstellung:

Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden

Bestellnummer: 660 178 4

DDR 2. — M